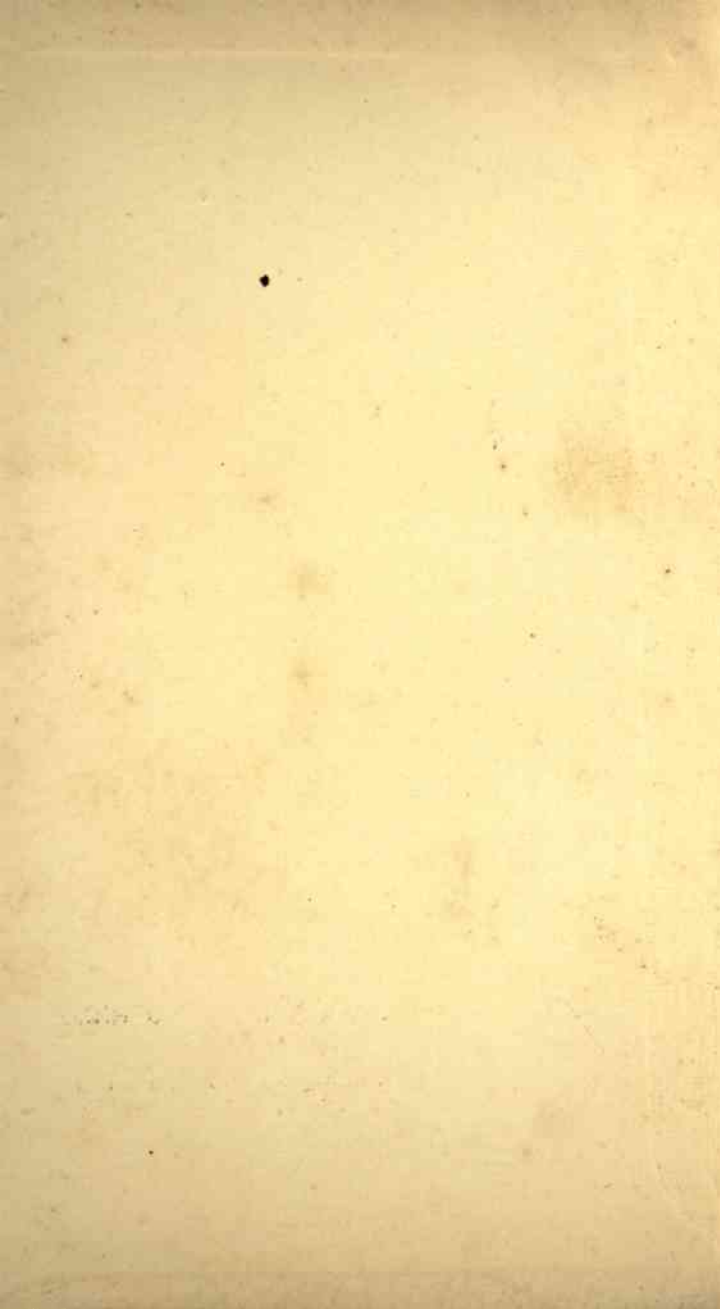


**Romano Guardini**

**Von heiligen Zeichen**



—  
Rowland Newzella



ROMANO GUARDINI

VON HEILIGEN ZEICHEN

1933

---

MATTHIAS-GRÜNEWALD-VERLAG / MAINZ

DER ERSTEN FOLGE 41. — 45. TAUSEND  
NEUE ERWEITERTE AUSGABE 14. — 18. TAUSEND

IMPRIMATUR. MOGUNTIAE DIE 12. 12 27. DR. MAYER. VIC. GEN.

## INHALT

Zum Geleit . . . . .	5
Vom Kreuzzeichen . . . . .	11
Die Hand . . . . .	13
Das Knien . . . . .	17
Das Stehen . . . . .	19
Das Schreiten . . . . .	21
An die Brust schlagen . . . . .	24
Die Stufen . . . . .	27
Die Pforte . . . . .	30
Die Kerze . . . . .	34
Das Weihwasser . . . . .	37
Die Flamme . . . . .	41
Die Asche . . . . .	44
Der Weihrauch . . . . .	46

## INHALT DES II. BÄNDCHENS

Licht und Glut . . . . .	49
Brot und Wein . . . . .	53
Der Altar . . . . .	58
Das Linnen . . . . .	60
Der Kelch . . . . .	64
Die Schale . . . . .	66
Der Segen . . . . .	68
Heiliger Raum . . . . .	72
Die Glocken . . . . .	75
Geheiligte Zeit . . . . .	78
Vom Namen Gottes . . . . .	86



## ZUM GELEIT

Die Kapitelchen dieses Buches sind im Laufe von etwa zehn Jahren entstanden. Sie wollten mithelfen, die liturgische Welt aufzuschließen. Dabei leitete mich das Empfinden, eine solche Erschließung könne nicht so geschehen, daß man etwa sagt: Zu der und der Zeit, unter solchen Einflüssen sind dieser Brauch, jenes Gebet entstanden. Auch nicht so, daß man erklärt: Dieser Ritus bedeutet das; jener andere das, indem man den liturgischen Handlungen irgendeinen Sinn unterlegte, der tief sein mag, aber nicht aus ihnen selbst lebendig gewonnen ist, sondern aus einem Lehrgedanken abgeleitet. In der Liturgie handelt es sich zuerst nicht um Gedanken, sondern um Wirklichkeit. Und nicht um vergangene Wirklichkeit, sondern um gegenwärtige, die immer aufs neue geschieht, an uns und durch uns geschieht; um Menschenwirklichkeit in Gestalt und Handlung. Die aber bringt man nicht nahe, indem man sagt: Sie ist damals entstanden, und hat sich so und so entwickelt. Auch nicht, indem man ihr irgendwelche Lehrgedanken unterlegt. Sondern indem man hilft, an der leibhaftigen Gestalt das Innere abzulesen; am Leib die Seele; am irdischen Vorgang das Geistlich-Verborgene.

Die Liturgie ist eine Welt Gestalt gewordenen, heilig-verborgenen Geschehens; sie ist sakramental. Es gilt also vor allem, jenen lebendigen Akt zu lernen, mit dem der glaubende Mensch die heiligen „sichtbaren Zeichen unsichtbarer Gnade“ auffaßt, empfängt, vollzieht. Um „liturgische Bildung“ handelt es sich in erster Linie, nicht um — davon natürlich nicht zu trennende — liturgische Belehrung. Um eine Anweisung, um eine Anregung wenigstens, zu lebendigem Schauen und Vollziehen der „heiligen Zeichen“.

Und da schien es mir richtig und fruchtbar, am Einfachsten anzusetzen; an den Elementen, aus denen sich dann die höheren Gebilde der Liturgie aufbauen. Es sollte zum Schwingen gebracht werden, was im Menschen auf jene Elementarzeichen anspricht. So sollte empfunden werden, inwiefern sie Zeichen, Symbole sind. Wurden sie so wieder vom lebendigen Ausdrucksvorgang ergriffen, in dem stets aufs Neue der Mensch aus den entgegretenden Gestalten das begegnende Innere auffaßt; in dem er stets fort durch eigene Gestalt das eigene Innere ausdrückt — wurden sie so wieder aus konventionellen Formen zu echten Symbolen, dann war auch zu hoffen, daß sie zugleich vom Vorgang der christlichen Ge-

staltschöpfung und Gestaltanschauung erfaßt würden. Denn der Mensch, an den sie sich wenden, ist ja getauft, an der Seele und am Leibe. Und so würden sie, das war die Absicht, als heilige Symbole, als Elemente des Sakraments und des Sakramentals erfaßt.

Was da in den kleinen Skizzen — ohne allen Anspruch auf Vollständigkeit — praktisch versucht wurde, gewann dann seine tiefere Begründung und Rechtfertigung. Die habe ich in meiner Schrift „*Liturgische Bildung*“ gegeben (Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1923).

Nun ist es ja immer eine zweifelhafte Sache, etwas, was aus bestimmtem Anlaß heraus entstanden und mit der lebendigen Entwicklung bestimmter Menschen verwachsen ist, nach einiger Zeit wieder und für sich herausgelöst vorzulegen. Auch weiß ich nur zu gut, wieviel man an diesen Versuchen aussetzen könnte: daß sie nicht gegenständlich genug seien, vielmehr lyrisch, subjektiv; nicht notwendig genug, sondern zufällig, impressionistisch — ganz abgesehen von ihrer literarischen Anfechtbarkeit. Allein ihr Grundgedanke bleibt richtig. Und trotz aller Fragwürdigkeit scheinen sie mir immer noch ein Recht zu haben, vorgelegt zu werden. Denn wenn sie auch nicht

erreichen, was sie wollen — sie weisen wenigstens auf etwas hin, was gesehen und erstrebt werden muß, und ich bemerke im vorhandenen liturgischen Schrifttum nichts, was dies besser sähe und erstrebte.

Ich wüßte wohl, wer hier Besseres, Richtigeres sagen könnte: Eine Mutter, die selbst liturgisch erzogen wäre, und nun ihr Kind lehrte, recht das Zeichen des heiligen Kreuzes zu machen; es lehrte, in der brennenden Kerze eine Gestalt zu schauen, die sein eigenes Innere ausspricht; es lehrte, mit seinem lebendigen Menschensein im Haus seines Vaters zu stehen... und alles das durchaus nicht ästhetizistisch, sondern eben als ein Sehen, als ein Tun, nicht aber als ein bloßes Denken, um das Gebärden herumgehängt sind! Oder ein Lehrer, der wirklich mit seinen Kindern lebte; der sie fähig machte, den Sonntag als das zu erfahren und zu vollbringen, was er ist; das Fest; das Kirchenjahr mit seinen Gezeiten; Pforte und Glocke, Kirchenraum und Felderprozession... die könnten sagen, wie man heilige Zeichen zum Leben ruft! Es ist mir wie eine Erfüllung und eine Verheißung zugleich gewesen, als ich in einer kleinen Schrift von Maria Montessori — der bedeutenden katholischen Erzieherin, die eine Bildung durch

lebendiges Tun aufbaut — las, wie in einer ihrer Schulen die Kinder einen Weinberg pflegen und Lese halten; wie sie ein Weizenfeld säen und die Frucht einholen; wie sie, soweit das technisch möglich ist, ganz nach den Vorschriften der Kirche das Brot und den Wein bereiten, und dann die Gaben zum Altar bringen. Das ist — mit der rechten Unterweisung verbunden — liturgische Bildung!

Der Weg zu liturgischem Leben geht eben nicht durch bloße Belehrung, sondern er geht vor allem durch das Tun. Schauen und Tun sind die Grundkräfte, in die alles Uebrige eingesenkt werden muß. Erleuchtet durch klare Lehre; in den Zusammenhang der katholischen Tradition verwurzelt durch geschichtliche Unterweisung; das gewiß. Aber ein Tun muß es sein — und, nicht wahr, etwas wirklich „tun“ ist mehr, als bloß es „üben“, damit es richtig gekonnt werde! Tun ist etwas Elementares, in dem der ganze Mensch stehen muß, mit seinen schaffenden Kräften; ein lebendiges Vollziehen muß es sein; ein lebendiges Erfahren. Auffassen, Schauen.

Wenn einmal solche Erzieher aus ihrer Erfahrung heraus von heiligen Zeichen reden, dann wird dies Büchlein verschwinden dürfen.

Bis dahin hat es das Recht und auch die Pflicht, sein Wort zu sprechen, so gut es eben kann.

Mooshausen im schwäbischen Allgäu.

Frühjahr 1927.

## VOM KREUZZEICHEN

Du machst das Zeichen des Kreuzes, machst es recht. Kein solch verkrüppeltes, hastiges, bei dem man nicht weiß, was es bedeuten soll. Nein, ein rechtes Kreuzzeichen, langsam, groß, von der Stirn zur Brust, von einer Schulter zur andern. Fühlst du, wie es dich ganz umfaßt? Sammle dich recht; alle Gedanken und dein ganzes Gemüt sammle in dies Zeichen, wie es geht von Stirn zur Brust, von Schulter zu Schulter. Dann fühlst du es: Ganz umspannt es dich, Leib und Seele; nimmt dich zusammen, weiht dich, heiligt dich.

Warum? Es ist das Zeichen des Alls, und ist das Zeichen der Erlösung. Am Kreuz hat unser Herr alle Menschen erlöst. Durch das Kreuz heiligt er den Menschen, ganz bis in die letzte Faser seines Wesens.

Darum machen wir es vor dem Beten, damit es uns ordne und sammle, Gedanken und Herz und Willen in Gott fasse. Nach dem Gebet, damit in uns bleibe, was Gott uns geschenkt hat. In der Versuchung, daß er uns stärke. In der Gefahr, daß er uns schütze. Beim Segen, auf daß Gottes Lebensfülle heringenommen werde in die Seele und alles darinnen befruchte und weihe.

Denke daran, so oft du das Kreuzzeichen machst. Es ist das heiligste Zeichen, das es gibt. Mache es recht; langsam, groß, mit Bedacht. Dann umfaßt es dein ganzes Wesen, Gestalt und Seele, deine Gedanken und deinen Willen, Sinn und Gemüt, Tun und Lassen, und alles wird darin gestärkt, gezeichnet, geweiht, in der Kraft Christi, im Namen des dreieinigen Gottes.



## DIE HAND

Der ganze Leib ist Werkzeug und Ausdruck der Seele. Sie ist nicht bloß im Körper drinnen, wie einer in seinem Hause sitzt, sondern wohnt und wirkt in jedem Glied und jeder Faser. Sie spricht aus jeder Linie und Form und Bewegung des Leibes. In besonderer Weise aber sind Antlitz und Hand Werkzeug und Spiegel der Seele.

Vom Antlitz ist's ja ohne weiteres klar. Aber beobachte einmal einen Menschen — oder dich selbst — wie eine Bewegung des Gemütes, Freude, Ueberraschung, Erwartung sich in der Hand kundtut. Sagt nicht oft ein rasches Heben oder ein leises Zucken der Hand mehr als selbst das Wort? Scheint das gesprochene Wort nicht zuweilen grob neben der leisen, so viel sagenden Sprache der Hand? Sie ist nach dem Antlitz der geistigste Teil des Leibes. Gewiß fest und stark, als Werkzeug der Arbeit, als Waffe zu Angriff und Abwehr, aber doch auch gar fein gebaut, vielgliedert, beweglich und von empfindlich fühlenden Nerven durchzogen. So recht ein Gerät, in welchem der Mensch seine eigene Seele offenbaren kann. Und die fremde aufnehmen; denn auch das tut er mit der Hand.

Oder ist's nicht ein Aufnehmen der fremden Seele, wenn einer die entgegengestreckten Hände ergreift? Mit allem, was aus ihnen an Vertrauen, Freude, Zustimmung, Leid herauspricht?

So kann es gar nicht anders sein, als daß die Hand auch dort ihre Sprache hat, wo die Seele so besonders viel sagt oder vernimmt, vor Gott. Wo sie sich selbst geben und Gott empfangen will im Gebet.

Wenn einer sich in sich selbst sammelt, in seiner Seele mit Gott allein ist, dann schließt eine Hand sich fest in die andere, Finger verschränkt sich in Finger, als solle der innere Strom, der ausfluten möchte, von einer Hand in die andere geleitet werden, und ins Innere zurückströmen, damit alles drinnen bleibe, bei Gott. Ein Sammeln seiner selbst ist's; ein Hüten des verborgenen Gottes. Es sagt: „Gott ist mein, und ich bin sein, und wir sind allein miteinander drinnen.“

Ebenso tut die Hand, wenn irgend ein innerer Drang, eine große Not, ein Schmerz ausbrechen droht. Wieder schließt sich Hand in Hand, und darin ringt die Seele mit sich selbst, bis sie sich bezwungen, beruhigt hat.

Steht aber jemand in demütiger, ehrerbietiger Haltung des Herzens vor Gott, dann

legt sich die gestreckte Hand flach auf die andere. Das sagt von fester Zucht, von beherrschter Ehrerbietung. Ein demütiges, wohlgeordnetes Sprechen des eigenen Wortes ist das, und ein aufmerksam bereites Hören des göttlichen. Oder es drückt Ergebung aus, Hingabe, wenn wir die Hände, mit denen wir uns wehren, gleichsam gebunden in Gottes Hände geben.

Auch geschieht es wohl, daß die Seele sich ganz vor Gott erschließt, in großem Jubel oder Dank. Daß sich in ihr, der Orgel gleich, alle Register auftun, und weit die innere Fülle strömt. Oder die Sehnsucht erhebt sich und ruft. Dann öffnet der Mensch wohl die Hände und hebt sie mit gebreiteter Fläche, damit der Seelenstrom frei fluten und die Seele voll empfangen könne, wonach sie dürstet.

Und endlich kann es sein, daß einer sich selbst zusammenfaßt mit allem, was ist und hat, um sich in lauterer Hingabe Gott darzubringen, wissend, daß es zu einem Opfer geht. Dann verschränkt er wohl Hände und Arme auf der Brust im Zeichen des Kreuzes.

Schön und groß ist die Sprache der Hand. Von ihr sagt die Kirche, Gott habe sie uns gegeben, daß wir „die Seele darin tragen“.

So nimm sie ernst, diese heilige Sprache.

Gott hört auf sie. Sie spricht vom Innern der Seele. Sie kann auch von Herzensträgheit, Zerstreutheit und anderem Unguten reden. Halte die Hände recht, und Sorge, daß dein Inneres mit diesem Aeußeren wahrhaftig übereinstimme!

Es war eine zarte Sache, von der wir da gesprochen haben. Man sagt dergleichen eigentlich nicht gern. Es regt sich etwas dagegen. Um so sorgsamer wollen wir es in Wirklichkeit damit halten. Kein eitles, geziertes Spiel daraus machen, sondern eine Sprache soll es uns sein, durch die in lauterer Wahrhaftigkeit der Leib Gott sagt, was die Seele meint.

## DAS KNIEN

Was tut einer wohl, wenn er hochmütig wird? Dann reckt er sich, hebt Kopf und Schultern und die ganze Gestalt. Alles an ihm spricht: „Ich bin größer als du! Ich bin mehr als du!“ Ist aber jemand demütigen Sinnes, fühlt er sich klein, dann neigt er den Kopf, dann senkt sich seine Gestalt. Er „erniedrigt sich.“ Und zwar um so tiefer, je größer ist, der vor ihm steht; je weniger er selbst in seinen eigenen Augen gilt.

Wo aber spüren wir deutlicher, wie wenig wir sind, als wenn wir vor Gott stehen? Der große Gott, der gestern war wie heute, und nach hundert und tausend Jahren! Der dies Zimmer erfüllt, und die ganze Stadt, und die weite Welt, und den unermesslichen Sternenhimmel, und alles ist vor ihm wie ein Stäubchen. Der heilige Gott, rein, gerecht und von unendlicher Hoheit... Wie ist der groß... Und ich so klein! So klein, daß ich mich mit ihm überhaupt nicht vergleichen kann; daß ich ein Garnichts bin vor ihm! Da kommt es einem ganz von selbst, daß man vor ihm nicht stolz dastehen darf. Man „wird klein“; man möchte seine Gestalt niedriger machen, damit sie nicht so anmaßend dastehe — und

sieh, schon ist die Hälfte ihrer Höhe geopfert: Der Mensch kniet. Und ist's seinem Herzen noch nicht genug, so mag er sich beugen dazu. Und die gesenkte Gestalt spricht: „Du bist der große Gott, ich aber bin ein Nichts!“

Wenn du die Knie beugst, laß es kein hastiges, leeres Geschäft sein. Gib ihm eine Seele! Die Seele des Kniens aber ist, daß auch inwendig das Herz sich in tiefer Ehrfurcht vor Gott neige. Wenn du in die Kirche kommst oder hinausgehst, oder am Altar vorbeigehst, knie nieder, tief, langsam und dein ganzes Herz mit, und dabei soll es sprechen: „Mein großer Gott...!“

Das ist dann Demut, und ist Wahrheit, und jedesmal wird es deiner Seele gut tun.

## DAS STEHEN

Wir haben davon gesprochen, daß die Ehrfurcht vor dem unendlichen Gott eine bestimmte gemessene Haltung fordere. Er ist so groß, und wir vor ihm so gering, daß dies Wissen sich auch äußerlich kund tut: Es macht uns klein, heißt uns niederknien.

Die Ehrfürchtigkeit kann sich aber noch anders offenbaren. Denke, du säßest nieder, ruhtest oder plaudertest. Da käme jemand, der dir ehrwürdig ist und wendet sich an dich. Sogleich würdest du aufstehen und in aufrechter Haltung hören und antworten. Was bedeutet das? Das Stehen bedeutet vor allem, daß wir uns zusammennehmen. Statt der gelösten Haltung des Sitzens nehmen wir eine beherrschte, straffe an. Es bedeutet, daß wir aufmerksam sind. Im Stehen liegt etwas Gespanntes, Waches. Und endlich bedeutet es, daß wir bereit sind; denn wer steht, der kann sofort auf und davon gehen. Er kann ungesäumt einen Auftrag ausführen, eine Arbeit anfangen, sobald sie ihm zugewiesen wird.

Dies ist die andere Seite der Ehrfurcht vor Gott. Im Knien war's die anbetende, in Ruhe verharrende; hier die wache, tätige. Solche Ehrfurcht hat der aufmerkende Diener; der

gerüstete Krieger. Sie offenbart sich im Stehen.

Wir stehen auf, wenn die frohe Botschaft ertönt; beim Evangelium, in der heiligen Messe. Es stehen die Taufpaten, wenn sie an Stelle des Kindes das Gelöbniß der Glaubenstreue ablegen. Es stehen die Kinder, wenn sie bei der ersten heiligen Kommunion dieses Taufgelübde erneuern. Es stehen die Verlobten, wenn sie sich vor dem Altar durch das Wort der Treue zur Ehe verbinden. Und so noch bei manchen anderen Handlungen.

Auch dem Einzelnen mag es zuweilen ein starker Ausdruck seines Inneren sein, wenn er stehend betet. Die ersten Christen haben es gern getan. Du kennst wohl das Bild der Orante aus den Katakomben, der aufgerichteten Gestalt mit dem edel fließenden Gewand und den ausgebreiteten Armen. Sie steht frei, voll klarer Zucht; ruhig hörend das Wort und bereit zu freudigem Tun.

Zuweilen kann man nicht recht knien; man fühlt sich beengt dabei. Da tut das Stehen gut; es macht frei. Aber das rechte Stehen! Auf beiden Füßen, ohne sich aufzustützen. Mit geraden Knien, keines lässig gebogen. Aufgerichtet und beherrscht.

Darin strafft sich das Gebet und wird frei zugleich, in Ehrfurcht und Tatbereitschaft.



## DAS SCHREITEN

Wie viele können schreiten? Es ist kein Eilen und Laufen, sondern ruhige Bewegung. Kein Schleichen, sondern starkes Voran. Der Schreitende geht federnden Fußes, er schleppt sich nicht. Frei aufgerichtet, nicht gebückt. Nicht unsicher, sondern im festen Gleichmaß.

Eine edle Sache ist's um rechtes Schreiten. Frei und doch voll guter Zucht. Leicht und stark, aufrecht und tragfähig, geruhig und voll vorandrängender Kraft. Und danach, ob's das Schreiten des Mannes oder des Weibes, kommt in diese Kraft ein wehrhafter oder ein anmutiger Zug; trägt's äußere Last, oder aber eine innere Welt klarer Ruhe.

Und wie schön ist es, wo es fromm geschieht! Zu lauterem Gottesdienst kann es werden. Schon als bloßes Dahinschreiten vor Gott, wissend und ehrfürchtig, etwa wenn jemand in der Kirche dahingeht, in des höchsten Herrn Haus und in besonderer Weise unter seinen Augen. Oder es ist ein Gottesgeleit, so etwa, wie wir in der Prozession schreiten — denkst du an das zuchtlose Geschiebe, an das verdrossene Sich-Schleppen und Herumgaffen bei so manchem Gottesgang? Es könnte solch' festlich frohes Ding

sein, wenn sie den Herrn durch die Straßen der Stadt geleiten, oder durch die Fluren, „sein Eigentum“, und alle gingen mit betendem Herzen, schreitende Männer in wehrhaftem Gang, Frauen in mütterlicher Würde, Mädchen in ihrer Jugend fröhlich reiner Anmut, Jungmänner in gebändigter Kraft...

So könnte ein Buß- und Bittgang zu leibhaftigem Gebet werden! Verkörpertes Wissen um Schuld und Not könnte er sein und doch beherrscht von christlicher Zuversicht, die weiß: Wie eine Kraft im Menschen ist über seine anderen Kräfte, der ruhige, sein selber sicherer Wille, so eine Macht über alle Not und alle Schuld, der lebendige Gott.

Ist das Schreiten nicht ein Ausdruck menschlichen Wesens? Die aufrechte Gestalt ihrer selbst Herrin, sich selber tragend, ruhig und sicher, die bleibt des Menschen alleiniges Vorrecht. Aufrecht Schreiten heißt Mensch sein.

Aber wir sind mehr als nur Menschen. „Göttlichen Geschlechtes seid ihr“, sagt die Schrift. Aus Gott wiedergeboren zu neuem Leben. Christus lebt in uns, in besonders tiefer Weise durch das Sakrament des Altares: Sein Leib west in unserem Leibe; sein Blut kreist in unserem Blute. Denn „wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt

in mir und ich in ihm“, hat Er gesagt. Christus wächst in uns und wir wachsen in ihm, immer weiter hinein, hindurch, hinauf, bis wir „herangereift sind zum Vollalter Jesu Christi“; bis er „herausgeformt ist in uns“, und dann alles Sein und Tun, „ob wir nun essen oder schlafen oder was immer wir treiben“, Arbeit und Spiel und Freude und Tränen, alles ein Christus-Leben geworden ist.

Das Wissen um dies Geheimnis könnte so freudigen, von Schönheit und Kraft durchklungenen Ausdruck finden im rechten Schreiten. Es könnte eine zu tiefem Gleichnis verklärte Erfüllung des Gebotes sein: „Wandle vor mir und sei vollkommen“.

Aber in schlichter Wahrhaftigkeit! Nur aus der Wahrheit, nicht aus eitlem Willen, darf seine Schönheit kommen.

## AN DIE BRUST SCHLAGEN

Die heilige Messe hat begonnen. Der Priester steht an den Stufen des Altares. Die Gläubigen oder die Altardiener an ihrer Stelle beten: „Ich bekenne Gott dem Allmächtigen . . ., daß ich gar viel gesündigt habe, in Gedanken, Worten und Werken, durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine allzugroße Schuld.“ Und so oft sie das Wort „Schuld“ aussprechen, schlagen sie an ihre Brust.

Was bedeutet das wohl, wenn der Mensch an seine Brust schlägt?

Spüren wir einmal hinein. Aber dazu müssen wir den Brauch richtig üben. Nicht nur ein wenig mit spitzen Fingern an das Kleid tupfen; die geschlossene Faust soll an die Brust schlagen. Du hast vielleicht schon einmal auf alten Bildern Sankt Hieronymus in der Wüste knien sehen, wie er mit einem Stein in der Hand schütternd an die Brust schlägt. Es ist ein Schlag, kein zierliches Getue. Soll wider die Pforten unserer inneren Welt fahren und sie durchschüttern. Dann spüren wir, was es bedeutet.

Voller Leben soll diese Welt sein, voll Licht und Kraft und starker Tätigkeit. Wie sieht es

aber in Wahrheit darin aus? So ernste Forderungen erheben sich vor uns, Pflichten, Nöte, Entscheidungsrufe, aber kaum etwas rührt sich drinnen. So manche Schuld haben wir auf uns geladen, aber sie kümmert uns nicht. „Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen“, aber wir denken nicht daran. Da ruft Gottes Stimme: „Wach auf! Sieh um dich! Besinne dich! Wende deinen Sinn! Tue Buße!“ Dieser Ruf verkörpert sich im Schlag gegen die Brust. Der soll sie durchdringen; soll die Welt drinnen aufschrecken, damit sie erwache, sehend werde, sich zu Gott kehre.

Besinnt sie sich aber, dann tritt ihr vor Augen, wie sie das ernste Leben vertändelt, wie sie Gottes Gebot übertreten, wie sie ihre Pflichten versäumt hat, „durch ihre Schuld, durch ihre Schuld, durch ihre allzugroße Schuld“. In dieser Schuld liegt sie gefangen, und es gibt nur einen Weg hinaus, nämlich, daß sie rückhaltslos anerkenne: „Ich habe gesündigt mit Gedanken, Worten und Werken, wider den Heiligen Gott, und wider die Gemeinschaft der Heiligen.“ Sie tritt auf Gottes Seite und nimmt Partei für ihn gegen sich selbst. Sie denkt über sich, wie Gott es tut. Sie zürnt sich ob ihrer Sünde und straft sich im Schlag.

Das also bedeutet es, wenn der Mensch an seine Brust schlägt: Er weckt sich auf. Er rüttelt die innere Welt wach, damit sie Gottes Ruf vernehme. Er stellt sich auf Gottes Seite und straft sich selbst. Besinnung also, Reue, Sinneswendung.

Darum schlagen Priester und Volk an die Brust, wenn sie beim Stufengebet ihre Sünden bekennen. Wir tun's, wenn uns vor der Kommunion der Leib des Herrn gezeigt wird und sprechen: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach.“ Wenn wir uns in der Litanei schuldig geben und sagen: „Wir Sünder, wir bitten dich, erhöre uns.“

Man hat die Bedeutung des Brauches auch abgeschwächt. So schlagen die Gläubigen wohl an die Brust, wenn bei der Wandlung Hostie und Kelch erhoben werden. Oder wenn sie beim Engel des Herrn sprechen: „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Hier ist der eigentliche Sinn zergangen, und die Handlung nur noch allgemeiner Ausdruck von Ehrfurcht und Demut. Der herbe Ernst sollte ihr bleiben, daß sie ein Ruf zur Selbstbesinnung ist und eine Selbstbestrafung des reuigen Herzens.

## DIE STUFEN

Wir haben nun schon so manches erwogen; ist dir auch klar geworden, was wir dabei getan haben?

Immer hat sich's um lang bekannte Dinge gehandelt, und doch sind sie uns neu erschienen. Tausendmal gesehene Dinge waren es; aber nun haben wir sie in der rechten Weise betrachtet, und sie haben sich aufgetan und uns gar Schönes offenbart. Wir haben hingehorcht, und sie haben zu sprechen angefangen. In Handlungen, die wir schon vielmal vollzogen, haben wir uns richtig hineingefühlt, haben sie mit Bedacht getan, und da ist uns nahegekommen, was alles darin liegt.

Das große Entdecken ist das! So müssen wir erwerben, was wir schon lange besaßen, damit es wirklich unser werde. Richtig sehen müssen wir lernen, richtig hören, richtig tun. Das ist das große Sehen-Lernen, das Wissend-Werden. Bevor das nicht kommt, bleibt uns alles stumm und dunkel. Gewinnen wir es aber, dann öffnet es sich; es tut sein Inneres auf, und von dort her, aus seinem Wesen, gestaltet sich das Aeußere. Und du wirst die Erfahrung machen: Gerade die selbstverständlichen Dinge, die alltäglichen Handlungen ber-

gen das Allertiefste. Im Einfachsten liegt das größte Geheimnis.

Da sind zum Beispiel die Stufen. Unzählige-mal bist du schon hinaufgestiegen. Aber bist du inne geworden, was dabei in dir vorging? Denn es geschieht etwas in uns, wenn wir emporsteigen. Nur ist das sehr fein und still, und man kann es leicht überspüren.

Ein tiefes Geheimnis offenbart sich da. Einer jener Vorgänge, die aus dem Grund unseres Menschenwesens stammen; rätselhaft, man kann ihn mit dem Verstande nicht auflösen, und doch versteht ihn jeder, denn unser Innerstes spricht darauf an.

Wenn wir die Stufen hinaufsteigen, dann steigt nicht nur der Fuß, sondern auch unser ganzes Sein. Auch geistig steigen wir. Und tun wir es mit Bedacht, dann ahnen wir ein Emporsteigen zu jener Höhe, wo alles groß und vollendet steht: Das ist der Himmel, darinnen Gott wohnt.

Doch gleich spüren wir das Geheimnis. Ist denn Gott droben? Für ihn gibt es doch kein Oben und kein Unten! Zu Gott kommen wir doch nur, indem wir reiner, aufrichtiger, besser werden. Aber was hat das Besser-Werden mit dem körperlichen Hinauf zu tun? Was das Rein-Sein mit dem Droben-Stehen? Doch



hier kann man nichts mehr erklären. Das Unten ist nun einmal vom Wesen her Gleichnis für das Geringe, Schlechte; das Droben Gleichnis für das Edle, Gute, und rechtes Emporsteigen spricht uns vom Aufstieg unseres Wesens zum „Allerhöchsten“, zu Gott. Wir können das nicht erklären; aber es ist so; wir spüren es, wir schauen es.

Darum führen Stufen von der Straße zur Kirche, die sagen: „Du gehst hinauf, zum Haus des Gebetes, näher zu Gott.“ Vom Schiff der Kirche wieder Stufen zum Chor; die sagen: „Nun gehst du ins Allerheiligste ein.“ Und Stufen tragen zum Altar empor. Wer da hinaufschreitet, dem sagen sie, wie einst Gott zu Moses auf dem Berge Horeb: „Zieh deine Schuhe aus, denn hier ist heiliger Boden.“ Der Altar ist die Schwelle der Ewigkeit.

Wie groß ist das! Nicht wahr, nun wirst du die Stufen wissend steigen? Wissend, daß es emporgeht? Wirst alles Niedrige drunten lassen und wirklich „zur Höhe“ steigen?

Aber was soll man da viel sagen. Daß es dir innerlich klar werde; daß die „Aufstiege des Herrn“ sich in dir ereignen, das ist alles.

## DIE PFORTE

Schon oft sind wir durch sie in die Kirche eingetreten und jedesmal hat sie etwas gesagt. Haben wir das vernommen?

Wozu ist wohl die Pforte da? Vielleicht wunderst du dich über diese Frage. „Damit man aus- und eingehe“, meinst du; die Antwort sei doch nicht schwer. Gewiß; aber zum Ein- und Ausgehen braucht es keine Pforte! Eine Oeffnung in der Wand täte es auch, und ein fester Verschluss von Bohlen und starken Brettern würde zum Auf- und Zumachen hinreichen. Die Leute können hinein und hinaus; auch billig wär's und zweckentsprechend. Aber eine „Pforte“ wäre es nicht. Die will mehr, als nur einen nüchternen Zweck erfüllen; die spricht.

Sieh, wenn du durch ihren Rahmen schreitest, dann fühlst du: „Nun verlasse ich das Draußen; ich trete ein.“ Draußen ist die Welt, schön, voll kräftigen Lebens und Schaffens. Dazwischen auch viel Häßliches, Niedriges. Etwas vom Markt hat sie an sich; jeder läuft in ihr herum, alles macht sich da breit. Wir wollen sie nicht unheilig nennen, aber etwas davon hat die Welt doch an sich. Durch die Pforte aber treten wir in ein Drinnen, vom

Markt geschieden, still und geweiht: ins Heiligtum. Gewiß, alles ist Gottes Werk und Gabe. Ueberall kann er uns begegnen. Jedes Ding sollen wir aus Gottes Hand empfangen und durch frommen Sinn heiligen. Und doch haben die Menschen von jeher gewußt, daß bestimmte Orte besonders geweiht sind, ausgeschieden für Gott.

Die Pforte steht zwischen dem Draußen und dem Drinnen; zwischen Markt und Heiligtum; zwischen dem, was aller Welt gehört, und dem Geweihten Gottes. Und wenn einer durch sie schreitet, dann spricht sie zu ihm: „Laß draußen, was nicht herein gehört, Gedanken, Wünsche, Sorgen, Neugierde, Eitelkeit. Alles, was nicht geweiht ist, laß draußen. Mach dich rein, du trittst ins Heiligtum.“

Wir sollten nicht eilfertig durch die Pforte laufen! Ganz langsam sollten wir hindurchschreiten und unser Herz aufthun, damit es vernehme, was sie spricht. Wir sollten sogar vorher ein wenig innehalten, damit unser Durchgang ein Schreiten der Läuterung und der Sammlung sei.

Aber die Pforte sagt noch mehr. Gib einmal acht, wenn du hindurchgehst, unwillkürlich hebst du Kopf und Augen. Der Blick steigt empor und weitet sich in den Raum; die Brust

tut sich auf, es wird groß in der Seele. Der hohe Kirchenraum ist das Gleichnis der unendlichen Ewigkeit, des Himmels, darinnen Gott wohnt. Wohl sind die Berge noch höher, unmeßbar die blaue Weite draußen. Doch alles offen, keine Grenze darin und keine Gestalt. Hier aber ist der Raum für Gott ausgesondert. Für ihn geformt, heilig durchbildet. Wir fühlen in die ragenden Pfeiler hinauf, in die breiten, starken Wände, in die hohe Wölbung: Ja, das ist Gottes Haus, Gottes Wohnung in einer besonderen innerlichen Weise.

Und die Pforte führt den Menschen in dies Geheimnis. Sie sagt: „Wirf das Kleine ab, fort mit allem, was eng und ängstlich ist. Weg mit allem Niederdrückenden. Weit die Brust. Hinauf die Augen. Frei die Seele! Gottes Tempel ist dies, und ein Gleichnis von dir selbst. Denn Gottes lebendiger Tempel bist du ja, dein Leib und deine Seele. Mach ihn weit, mach ihn frei und hoch!“

„Hebet euch, ihr Tore! Tut euch von einander, ihr ewigen Pforten, daß der König der Herrlichkeit einziehel!“ ruft es in der Schrift.

Höre du den Ruf. Was hilft dir das Haus von Holz und Stein, wenn du nicht selbst lebendiges Haus Gottes bist? Was hilft es dir,

wenn die Tore sich hoch wölben, und schwere Flügel sich von einander tun, aber drinnen in dir öffnet sich keine Pforte, und der König der Herrlichkeit kann nicht einziehen?

## DIE KERZE

Wie ist es um unsere Seele doch so eigen bestellt! Mit allen Dingen der Welt ergeht es ihr, wie einst dem ersten Menschen, als Gott ihn die Tiere benennen ließ: Nirgends fand sich ein Genosse seines Wesens. Vor allen Dingen fühlt sie: „Ich bin anders.“ Keine Wissenschaft der Welt zerstört ihr dies Wissen, und keine Niedrigkeit löscht es aus: „Ich bin anders, als alles Uebrige in der Welt. Allem fremd, Gott allein verwandt.“

Und doch hat die Seele wiederum eine Verwandtschaft mit allen Dingen. Bei allen fühlt sie sich irgendwie zu Haus. Alles spricht zu ihr, jede Gestalt, jede Bewegung und Gebärde. Und rastlos sucht sie darin ihr Innerstes auszusprechen, es zum Sinnbild ihres eigenen Lebens zu machen. Wo immer sie einer starken Gestalt begegnet, fühlt sie darin etwas vom eigenen Wesen ausgesprochen, fühlt sich an irgend etwas in ihr selbst erinnert.

Ist's nicht so? Hier liegt der Grund zu allem Gleichniswesen. Jedem Ding zu innerst fremd, spricht die Seele zu ihm: „Das bin ich nicht.“ Und wieder allem geheimnisvoll verwandt, empfindet sie Dinge und Geschehnisse als Bilder ihres eigenen Seins.

Das ist ein Gleichnis, schön und stark vor vielen: Die Kerze. Ich sage dir wohl nichts Neues; gewiß hast du es schon oft empfunden.

Sieh, wie sie auf dem Leuchter steht. Breit und schwer ruht der Fuß; sicher ragt der Schaft; eng vom Kelch umschlossen und vom weit ausladenden Blatt unterfangen, steigt die Kerze auf. Leise verjüngt sich ihre Gestalt; festgeformt, so hoch sie auch ragt. So steht sie im Raum, schlank, in unberührter Reine, und doch warm getönt ihre Farbe; herausgehoben durch ihre klare Form aus aller Vermischung.

Oben schwebt die Flamme, und darin wandelt die Kerze ihren reinen Leib in warmes, strahlendes Licht.

Fühlst du vor ihr nicht etwas ganz Edles erwachen? Sieh doch, wie sie steht, wankellos auf ihrem Platz, hoch aufgerichtet, rein und adelig. Spüre, wie alles an ihr spricht: „Ich bin bereit!“ Wie sie steht, wo es gilt, vor Gott. Nichts an ihr flieht, nichts biegt aus. Alles klare Bereitschaft.

Und sie verzehrt sich in ihrer Bestimmung, unaufhaltsam zu Licht und Glut.

Du sagst vielleicht: „Was weiß die Kerze davon? Sie hat doch keine Seele!“

So gib du sie ihr!

Laß sie zum Ausdruck der deinen werden. Laß vor ihr alle edle Bereitschaft erwachen: „Herr, hier bin ich!“ Dann empfindest du ihr schlankes, reines Dastehen als Ausdruck deiner eigenen Gesinnung. Laß all deine Bereitschaft zu rechter Treue erstarken. Dann fühlst du: „Herr, in der Kerze dort steh' ich vor dir!“

Laufe deiner Bestimmung nicht weg. Harre aus. Frag' nicht immer nach Warum und Wozu. Es ist der tiefste Sinn des Lebens, sich in Wahrheit und Liebe für Gott zu verzehren, wie die Kerze in Licht und Glut.



## DAS WEIHWASSER

Geheimnisvoll ist das Wasser. Ganz rein und schlicht — „keusch“ hat's der heilige Franziskus genannt. Ganz anspruchslos, als wolle es für sich selbst nichts bedeuten. Selbstlos gleichsam; nur dafür da, anderem zu dienen, rein zu machen und zu erquicken. Aber hast du einmal gesehen, wo es in großer Tiefe stillstand, und dich mit fühlender Seele hineinversenkt? Hast du da gespürt, wie geheimnisvoll die Tiefe war? Wie es schien, als sei's da drunten aller Wunder voll, lockender, schauriger? Oder hast du einmal gehorcht, wenn es im Strom daherbraust, immerzu strömt und rauscht, strömt und rauscht? Oder die Wirbel kreisen, strudeln, ziehen? Da kann so schwermütige Gewalt daraus aufsteigen, daß das Menschenherz sich losreißen muß...

Geheimnisvoll ist das Wasser. Schlicht, klar, selbstlos; bereit, rein zu waschen, was beschmutzt ist, zu erquicken, was dürstet. Und zugleich unergründlich, ruhelos, voller Rätsel und Gewalt; niederlockend in den Untergang. Recht ein Gleichnis der geheimnisvollen Urgründe, aus denen das Leben strömt und der

Tod ruft; ein Gleichnis des Lebens selbst, das so klar scheint, und so rätselhaft ist.

Da verstehen wir gut, wie die Kirche es zum Gleichnis und Träger des göttlichen Lebens, der Gnade macht.

Aus der Taufe sind wir einst als neue Menschen hervorgegangen, „wiedergeboren aus dem Wasser und dem Heiligen Geist“, nachdem der alte Mensch darin gestorben ist, untergegangen.

Und mit „heiligem Wasser“, Weih-Wasser, benetzen wir im Kreuzzeichen Stirn und Brust, Schulter und Schulter, mit dem Ur-Element, dem Rätselhaften, Klaren, Schlichten und Fruchtbaren, das Sinnbild und Mittel des übernatürlichen Lebenselementes, der Gnade, ist.

In der Weihe hat die Kirche das Wasser rein gemacht. Rein von den dunklen Gewalten, die in ihm schlummern. Das ist kein leeres Wort! Wer eine fühlende Seele besitzt, der hat ihn schon gespürt, den Zauber der Naturgewalt, die sich aus dem Wasser erheben kann. Und ist's bloß Natur-Gewalt? Nicht etwas Dunkles, Außer-Natürliches? In der Natur, in all ihrem Reichen und Schönen ist auch das Böse, das Dämonische. Die seelenverstumpfende Stadt hat gemacht, daß der Mensch dafür so oft keinen Sinn mehr hat.

Aber die Kirche weiß darum, und „reinigt“ das Wasser von allem Widergöttlichen, und „weiht“ es, und bittet Gott, daß er es zum Mittel seiner Gnadenkraft mache.

Wenn nun der Christ Gottes Haus betritt, dann netzt er Stirn und Brust und Schulter, das heißt, sein ganzes Wesen mit dem reinen und reinmachenden Wasser, auf daß seine Seele lauter werde. Ist das nicht schön? Wie in diesem Brauch sich zusammenfinden die entsündigte Natur und die Gnade, und der nach Reinheit verlangende Mensch, im Zeichen des Kreuzes?

Oder am Abend. „Die Nacht ist keines Menschen Freund“, sagt das Sprichwort. Es ist etwas Wahres daran. Wir sind für das Licht erschaffen. Sobald der Mensch sich in die Gewalt des Schlafes, des Dunkels gibt, darin das Licht des Tages erloschen und das Licht des Bewußtseins, dann bezeichnet er sich wohl mit dem Zeichen des Kreuzes und heiligem Wasser, dem Sinnbild der befreiten, entsühnten Natur: Gott möge ihn schützen vor allem, was finster ist! Und wenn er morgens aus dem Schlaf, aus Dunkelheit und Unbewußtsein wieder hervorgeht, und sein Leben neu beginnt, tut er es wieder. Es ist dann wie eine leise Erinnerung an jenes heilige Wasser, aus

dem er in der Taufe zum Licht Christi hervorgegangen ist. Schön ist auch dieser Brauch. Darin begegnen sich die erlöste Seele und die erlöste Natur im Zeichen des Kreuzes.

## DIE FLAMME

An spätem Herbstabend gehst du über Land. Um dich her ist's dunkel und kalt. Ganz einsam fühlt sich die Seele in der toten Weite. Ihr lebendiges Verlangen sucht umher, wo es haften könne, aber nichts antwortet. Der kahle Baum, der kalte Bergzug, die leere Ebene — alles tot! Sie allein lebendig in der Oede rings. Da strahlt auf einmal bei einer Wendung des Weges ein Licht auf... Hat's nicht herübergerufen? Wie eine Antwort auf das Suchen der Seele? Wie etwas Erwartetes, Zugehöriges?

Oder du sitztest spät im trüben Zimmer. Die Wände stehen grau und teilnahmslos, der Hausrat stumm. Da kommt ein wohlbekannter Schritt; eine geschickte Hand richtet den Ofen, es knistert drinnen, die Flamme züngelt auf, und aus dem offenen Türchen fällt ein roter Schein ins Zimmer, wohlige Wärme fließt her — wie ist alles verwandelt, nicht wahr? Alles hat Seele bekommen. Wie wenn in einem erloschenen Gesicht plötzlich freundliches Leben aufleuchtet.

Ja, das Feuer ist dem Lebendigen verwandt. Ist unserer lebendigen Seele reinstes Sinnbild; Bild von all dem, was wir lebend innerlich erfahren: Warm und leuchtend, und allzeit

bewegt, allzeit aufwärts strebend. Wenn wir die Flamme rastlos emporzüngeln sehen, jedem Lufthauch folgt sie, und ist doch nicht abzubringen von ihrem Empor, strahlt von Licht, sendet Fluten von Wärme aus — fühlen wir da nicht eine tiefe Verwandtschaft mit jenem in uns, das auch allezeit brennt und Licht ist und aufwärts strebt, so oft es auch von den niedrigen Gewalten ringsum niedergebogen wird? Und wenn wir sehen, wie die Flamme ihre ganze Umgebung durchwirkt, beseelt, verklärt; wie sie sofort zum lebendigen Mittelpunkt von allem wird, wo immer sie aufleuchtet — ist das nicht ein Bild des geheimnisvollen Lichtes in uns, das in dieser Welt entzündet ist, alles zu durchdringen und ihm eine Heimat zu geben?

Ja, so ist's. Als ein Bild des Innerlichen in uns brennt die Flamme; des Strebenden, Leuchtenden, Starken, des Geistes. Wo wir der Flamme begegnen, fühlen wir durch ihr Gewalle und Geleucht wie ein Lebendiges zu uns sprechen. Und wollen wir unser Leben ausdrücken, irgendwo unser Leben sprechen lassen, dann entzünden wir da wohl eine Flamme.

So verstehen wir auch, wie sie dort brennen muß, wo eigentlich wir allezeit sein sollten, vor dem Altar. Dort sollten wir stehen,

anbetend, aufmerkend, alles Lebendige in uns, alles Helle und Starke gesammelt in die geheimnisvolle, heilige Nähe. Gott auf uns gerichtet, und wir auf Gott. So sollte es sein. Das bekennen wir dadurch, daß wir als unseres Lebens Bild und Ausdruck die Flamme dort anzünden.

Die Flamme dort in der ewigen Lampe — hast du schon daran gedacht? — das bist du. Deine Seele bedeutet sie.

Bedeutet deine Seele... soll sie bedeuten! Denn durch sich allein sagt das irdische Licht natürlich Gott nichts. Du mußt es zum Ausdruck deines Gott zugewandten Lebens machen. Dort, an der Stätte der heiligen Nähe, soll wirklich der Ort sein, wo deine Seele brennt, wo sie ganz lebendig ist, ganz Flamme, ganz Licht für Ihn. So ganz daheim soll sie dort sein, daß die stille Flamme droben auf der Lampe wirklich Ausdruck deines Innern ist.

Mühe dich darum. Es geht nicht leicht. Kommst du ihm aber näher, dann magst du nach solchen Augenblicken leuchtender Stille ruhig wieder unter die Menschen gehen. Dann bleibt die Flamme zurück am Ort der heiligen Nähe, und du kannst zu Gott sagen: „Herr, das ist meine Seele. Die ist allezeit bei Dir.“

## DIE ASCHE

Am Waldrand steht ein Rittersporn. So eigenwilligerundet seine dunkelgrünen Blätter. Fein biegsam und fest geformt die schlanken Stengel. Die Blüte wie aus schwerer Seide geschnitten, und eine Bläue hat sie, so edelsteinleuchtend, daß sie die ganze Luft rings umher erfüllt. Und nun käme einer und bräche die Blume, und dann würde er ihrer überdrüssig und würde sie ins Feuer...: wenige Augenblicke, und die ganze leuchtende Pracht wäre ein schmales Streifchen grauer Asche.

Was aber das Feuer hier in kurzen Augenblicken getan, das tut die Zeit immerfort an allem, was lebendig ist: Am zierlichen Farn, an der hohen Königskerze, an der gewaltig stehenden Eiche. Sie tut's am leichten Schmetterling, wie an der raschen Schwalbe. Am kleinflinken Eichkätzchen und am schweren Stier. Immer ist's das Gleiche, ob es nun rascher geht oder langsamer; mag's eine Wunde sein oder eine Krankheit, Feuer oder Hunger oder was sonst: Einmal wird aus all dem blühenden Leben Asche.

Aus der starken Gestalt ein schütteres Häufchen Staub, das jeder Wind zerweht. Aus den leuchtenden Farben grauliches Mehl. Aus dem



warm schwellenden, fühlenden Leben kargliche, tote Erde; weniger als Erde: Asche!

So geht es auch uns. Wie frostelt uns, wenn wir in ein geöffnetes Grab schauen und sehen neben einigen Gebeinen wenig Handvoll grauer Asche.

„Denke daran, Mensch:

Staub bist du,

Und zu Staub kehrst du zurück!“

Vergänglichkeit, das bedeutet die Asche. Unsere Vergänglichkeit, nicht die der Anderen. Unsere; meine! Mein Vergehen spricht sie mir, wenn der Priester am Beginn der Fastenzeit mit der Asche der einst frisch grünenden Zweige vom vergangenen Palmsonntag mir das Kreuz auf die Stirne schreibt:

„Memento homo

Quia pulvis es

Et in pulverem reverteris!“

Alles wird Asche. Mein Haus, mein Gewand und Gerät und Geld; Acker, Wiese und Wald. Der Hund, der mich begleitet, und das Tier im Stall. Die Hand, mit der ich schreibe, und das lesende Auge und mein ganzer Leib. Die Menschen, die ich liebt; und die Menschen, die ich gehat; und die Menschen, die ich gefürchtet habe. Was mir auf Erden groß erschienen, und was klein, und was verächtlich, alles Asche, alles...

## DER WEIHRAUCH

„Ich sah, ein Engel kam, und er trug ein goldenes Rauchgefäß und trat vor den Altar. Und ihm wurde viel Räucherwerk gegeben... Und der Duft des Räucherwerkes stieg durch die Gebete der Heiligen aus der Hand des Engels zu Gott empor.“

So spricht die Geheime Offenbarung.

Es liegt so edle Schönheit darin, wie die klaren Körner auf die Glut gelegt werden, und nun aus dem geschwungenen Gerät der duftende Rauch aufsteigt. Wie eine Melodie ist es, von beherrschter Bewegung und Wohlgeruch. Ohne allen Zweck, rein wie ein Lied. Schönes Vergeuden von Kostbarkeit. Schenkende, alles hingebende Liebe.

Wie damals, als der Herr in Bethanien saß, und Maria kostbares Nardenöl hertrug, und goß es über die heiligen Füße, und trocknete sie mit ihren Haaren, und der Duft füllte das ganze Haus. Enger Sinn murrte: „Wozu die Verschwendung?“ Gottes Sohn aber sprach: „Laßt sie, es ist auf den Tag meiner Grablegung geschehen.“ Ein Geheimnis des Todes war hier, der Liebe, des Duftes und des Opfers.

Und das ist auch im Weihrauch: Ein Geheimnis der Schönheit, die von keinem Zweck

weiß, sondern frei aufsteigt. Der Liebe, die brennt, und verbrennt, und durch den Tod geht. Und auch hier steht der dürre Sinn und fragt: Wozu das Alles?

Ein Opfer des Duftes, und die Schrift selbst sagt: Das sind die Gebete der Heiligen. Sinnbild des Gebetes ist der Weihrauch, und gerade jenes Gebetes, das an keinen Zweck denkt; das nichts will und aufsteigt wie das Gloria nach jedem Psalm; das anbetet und Gott danken will, „weil er so herrlich ist“.

Gewiß kann in solches Sinnbild Spielerei kommen. Die duftenden Wolken können auch schwüle Geheimnisstimmung bringen, religiöse Sinnenspielerei. Ist es so, dann hat das christliche Gewissen recht, wenn es Einspruch erhebt und das Gebet auf „den Geist und die Wahrheit“ weist; es mahnt, keusch zu sein und redlich. Aber es gibt auch eine Philisterei in der Religion, die kommt aus kargem Sinn, aus dürrem Herzen, wie das murrende Wort des Judas von Kariot. Hier wird das Gebet zu geistlicher Nutzbarkeit; soll wohl gemessen sein und bürgerlich vernünftig.

Diese Art weiß nichts von der königlichen Fülle des Gebetes, die schenken will. Weiß nichts von tiefer Anbetung; weiß nichts von der Seele des Gebetes, die überhaupt nach

keinem Warum und Wozu fragt, sondern aufsteigt, weil sie Liebe ist und Duft und Schönheit. Und je mehr sie liebt, desto mehr ist sie auch Opfer, und der Duft kommt aus zehrendem Feuer.

## LICHT UND GLUT

Wir verlangen nach der Vereinigung mit Gott, müssen's aus innerster Notwendigkeit. Zwei Wege weist die Seele uns selbst dahin. Sie sind verschieden, münden aber in das gleiche Ziel.

Der erste Weg der Vereinigung geht durch Erkenntnis und Liebe.

Erkennen ist Vereinigung. Erkennend durchdringen wir die Dinge und ziehen sie in uns herein. Sie werden uns eigen; Stück unseres Lebens. Auch alle Liebe ist Vereinigung. Nicht etwa nur ein Streben danach; sie ist selbst schon Einung. Soviel ein Mensch etwas liebt, soviel gehört es ihm.

Diese Liebe aber hat besondere Art. Man drückt das wohl so aus, daß man sagt, sie sei „geistig“. Doch das Wort sagt es nicht richtig; geistig ist auch eine andere Liebe, von der später die Rede sein soll. Es meint dieses: Jene Liebe wirkt Vereinigung nicht im Sein, sondern in einer Bewegung; in Bewußtsein und Gesinnung.

Gibt es wohl eine äußere Gestalt dafür? Ein Gleichnis? Gewiß, und wundervoll ist's: Licht und Glut.

Da steht die Kerze, trägt strahlende Flamme.

Unser Auge sieht ihr Licht, nimmt's in sich auf, wird eins mit ihm und berührt es doch nicht. Die Flamme bleibt in sich, und das Auge auch, und geschieht doch ein inniges Einswerden; eine Vereinigung voll Ehrfurcht und Keuschheit, möchte man sagen. Ohn' alles Berühren und Vermischen, in reinem Schauen.

Tiefes Gleichnis jener Vereinigung, die sich zwischen Gott und Seele in der Erkenntnis vollzieht. „Gott ist die Wahrheit“, sagt die Heilige Schrift. Wer die Wahrheit erkennt, hat sie im Geiste. Gott steht in dem Gedanken, der ihn recht erkennt. Gott lebt in dem Geiste, der ihm wahr denkt. Darum heißt „Gott erkennen“: Sich mit ihm vereinigen, wie das Auge mit der Flamme im Schauen des Lichtes.

Mit der gibt's auch eine Vereinigung durch die Glut. Wir spüren sie im Antlitz, auf der Hand. Wir merken, wie sie uns wärmend durchdringt, und doch steht die Flamme unberührt in sich selber.

Das ist die Liebe: Ein Vereinigtwerden mit der Gottflamme durch die Glut, und doch rührt nichts an sie. Denn Gott ist gut, und wer das Gute liebt, dem lebt es auch schon im Geiste. Das Gute ist mein, sobald ich es liebe; und soviel ich es liebe, soviel gehört es mir, und doch rühre ich nicht daran. „Gott ist die

Liebe“, hat Sankt Johannes gesagt, „und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm.“

Gott erkennen und Gott lieben ist Vereinigung mit ihm. Darum wird die ewige Seligkeit ein Schauen und ein Lieben sein. Und kein hungerndes Davorstehen bedeutet das, sondern tiefstes Innesein, Erfüllung und Sättigung.

Wir haben früher einmal gesehen, wie die Flamme Gleichnis der Seele wird. Nun erkennen wir in ihr auch das Gleichnis des lebendigen Gottes, „denn Gott ist Licht und keine Finsternis in ihm“. Wie die Flamme Licht aussendet, so Gott Wahrheit. Und die Seele nimmt die Wahrheit in sich auf und vereinigt sich darin mit Gott, gleichwie unser Auge das Licht schaut und wird darin eins mit der Flamme. Und Glut sendet die Flamme; so Gott wärmende Güte. Wer aber Gott liebt, der wird in der Güte eins mit ihm, wie Hand und Antlitz mit der Flamme, wenn sie deren Wärme spüren.

Aber die Flamme bleibt in sich stehen, unberührt, rein, adelig. Gleichwie von Gott gesagt ist, daß er „wohnt im unzugänglichen Licht“.

Leuchtende, glühende Flamme — du Bild des lebendigen Gottes!

Wie verstehen wir's nun so gut, wenn in den Weihen des Karsamstags die Osterkerze Sinnbild Christi wird. Wenn der Diakon die Flamme jubelnd als „Lumen Christi“ verkündet, und die Lichter in der Kirche werden daran entzündet, auf daß überall leuchte und glühe des lebendigen Gottes Licht und Glut!



## BROT UND WEIN

Aber noch ein anderer Weg führt zu Gott, Von ihm würde man nicht reden dürfen, wenn nicht Christi Wort selbst ihn wiese, und die Liturgie ihn so zuversichtlich ginge.

Nicht nur die Vereinigung des Schauens gibt es und Liebens, des Bewußtseins und der Gesinnung. Es gibt auch eine Vereinigung des lebendigen Seins mit Gott. Nicht nur unser Erkennen und Wollen strebt zu ihm, auch unser ganzes Sein. „Mein Herz und all mein Fleisch jauchzt hin zum lebendigen Gott“, sagt der Psalm, und wir werden erst gestillt, wenn wir auch in Sein und Leben mit ihm verbunden sind. Das bedeutet keine Vermischung des Seins, keine Vermengung des Lebens. Solches zu behaupten, wäre nicht nur vermessen, sondern unsinnig, denn nichts Geschaffenes kann sich mit dem Göttlichen vermischen. Und doch gibt es eine andere Vereinigung als des bloßen Erkennens und Liebens: Die Vereinigung seienden Lebens.

Wir verlangen danach, müssen's, und für dies Verlangen gibt es einen gar tiefen Ausdruck. Heilige Schrift selbst und Liturgie legen ihn uns auf die Lippen: So möchten wir mit unserem persönlichen Leben Gott geeint

werden, wie unser Leib mit Speise und Trank. Wir hungern, wir dürsten nach Gott. Nicht nur erkennen möchten wir ihn, nicht nur lieben. Wir möchten ihn greifen, halten, haben, ja, sagen wir's getrost, essen möchten wir ihn, trinken, ganz hinein in uns, bis wir ganz gesättigt wären von ihm, ganz gestillt, ganz seiner voll. Die Liturgie vom Fronleichnamsfest sagt ja mit den Worten des Herrn: „Der lebendige Vater hat mich gesandt. Wie ich lebe durch den Vater, so lebt, wer mich ißt, durch mich.“

Nicht wahr, das ist's? Wir würden ja aus eigenem Recht solches nicht zu fordern wagen; müßten uns Frevels fürchten. Nun aber Gott selbst so spricht, sagt unser Inneres: „So muß es sein.“

Nochmals: Nichts Unehrerbietiges kann damit gemeint sein. Nichts, was danach aussähe, als wollten wir die Grenze verwischen, die uns Geschöpfe von Gott scheidet. Aber wir dürfen uns zu dem bekennen, was er selbst als Sehnsucht in uns gelegt. Dürfen dessen froh werden, was seine übergroße Güte uns schenkt. Christus spricht: „Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und mein Blut wahrhaft ein Trank... Wer mein Fleisch ißt, und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in

ihm.“ „Gleichwie der Vater mir gegeben, das Leben in mir selbst zu haben, so wird, wer mich ißt, das Leben haben durch mich.“ Sein Fleisch essen... sein Blut trinken... Ihn essen... den lebendigen Gottmenschen hereinnehmen in uns, was er ist und hat — ist das nicht mehr, als wir aus Eigenem zu wünschen vermöchten? Und doch ganz, was unser Innerstes wünschen muß?

Und so klaren Ausdruck findet dieses Geheimnis in der Gestalt des Brotes und des Weines.

Brot ist Nahrung. Ehrliche, die wirklich nährt. Kernhafte, daß man ihrer nie überdrüssig wird. Das Brot ist wahrhaftig. Und gut ist es; nimm das Wort in seinem tiefen, warmen Sinn. In der Gestalt des Brotes aber wird Gott lebendige Nahrung für uns Menschen. Der heilige Ignatius von Antiochien schreibt den Gläubigen von Ephesus: „Wir brechen ein Brot; das sei uns Heilium der Unsterblichkeit.“ Eine Speise ist's, die unser ganzes Sein nährt mit dem lebendigen Gott und macht, daß wir in ihm sind, und er in uns.

Wein ist Trank. Ja, daß ich es recht sage: Nicht nur Trank, der den Durst löscht; der ist

Wasser. Der Wein will mehr. „Froh macht er des Menschen Herz“, sagt die Schrift. Sinn des Weines ist nicht nur, den Durst zu löschen, sondern Trank der Freude zu sein, Fülle, Ueberschwang.

„Wie schön ist mein Becher voll der Trunkenheit“, sagt der Psalm. Verstehst du, was das heißt? Und daß hier Trunkenheit ganz anderes bedeutet, als Unmaß. Funkelnde Schönheit ist der Wein, Duft und Kraft, die alles weit macht und verklärt. Und in der Gestalt des Weines gibt Christus uns sein göttliches Blut. Nicht als brav-vernünftiges Getränk, sondern als Uebermaß göttlicher Köstlichkeit. „Sanguis Christi, inebria me — Blut Christi, berausche mich“, betete Ignatius von Loyola, der Mann mit dem ritterlich heißen Herzen. Und die heilige Agnes spricht vom Blute Christi als von einem Geheimnis der Liebe und unaussprechlicher Schönheit: „Honig und Milch hab' ich aus seinem Mund gesogen, und sein Blut hat meine Wangen lieblich gemacht“, heißt's in den Gebeten ihres Festes.

Brot ist uns Christus geworden und Wein. Speise und Trank. Essen dürfen wir ihn und trinken. Brot ist Treue und standhafte Festig-

keit. Wein ist Kühnheit, Freude über alles Erdenmaß, Duft und Schönheit, Weite und Gewähren ohne Grenzen. Rausch des Lebens und Besitzens und Spendens...

## DER ALTAR

Vielerlei Kräfte sind im Menschen: Erkennend kann er die Dinge rings erfassen, Sterne und Berge, Meer und Fluß, Baum und Tier und all das Menschenwesen um ihn her, und in seine innere Welt hineinziehen. Er kann sie lieben, kann sie auch hassen und wegstoßen; er kann sich wider sie stellen, oder nach ihnen verlangen und sie an sich ziehen. Er kann seine Umwelt ergreifen und formen nach seinem Willen. Ein vielfältiges Gewoge von Freude und Verlangen, von Trauer und Liebe, Stille und Erregung geht durch sein Herz...

Seine edelste Kraft aber ist diese: Zu erkennen, daß Höheres über ihm ist; dies Höhere zu verehren und sich dafür einzusetzen. Der Mensch kann Gott über sich erkennen, kann ihn anbeten und sich selbst hingeben, „auf daß Gott verherrlicht werde“.

Daß aber Gottes Hoheit im Geist aufleuchte; daß der Mensch diese Hoheit anbetete; nicht selbstsüchtig im Eigenen beharre, sondern über sich hinausschreite, sich selber einsetze, auf daß der Hohe Gott verherrlicht werde, das ist das Opfer.

Der Seele Tiefstes ist die Opferkraft. Im

Innersten des Menschen steht jene Stille und Klarheit, aus der das Opfer zu Gott emporsteigt.

Von diesem Innersten und Stillsten und Stärksten im Menschen ist der Altar draußen das sichtbare Zeichen. Er steht im Heiligsten der Kirche, auf Stufen herausgehoben aus dem übrigen Raum, der selber vom Werkbereich der Menschen draußen abgesondert ist, abgeschieden wie das Heiligtum der Seele. Fest gebaut auf sicherem Sockel, wie der wahrhaftige Wille im Menschen, der um Gott weiß und entschlossen ist, sich für ihn einzusetzen. Und auf dem Sockel ruht die Tischplatte, die Mensa, ein wohlbereiteter Ort, auf dem das Opfer dargebracht wird. Kein Gewinkel, freier Plan. Kein halbdunkles, unklares Tun, sondern offen allen Blicken. So, wie im Herzen das Opfer stattfinden soll. Ganz klar vor Gottes Blick, ohne Vorbehalt noch Hintergedanken.

Beides aber gehört zusammen, der Altar draußen und der drinnen. Jener das Herz der Kirche; dieser das Tiefste lebendiger Menschenbrust, des inneren Tempels, davon der draußen mit seinen Wänden und Wölbungen Ausdruck und Gleichnis ist.

## DAS LINNEN

Ueber den Altar wird es gebreitet. Es liegt als Corporale, als Leibtuch des Herrn unter Kelch und Hostie. Der Priester ist darein gehüllt, wenn er den heiligen Dienst tut, in die Albe, das Weißgewand. Den Tisch des Herrn deckt es, an dem das göttliche Brot gereicht wird...

Köstlich ist rechtes Linnen; rein, fein und fest. Wenn es so weiß und frisch da liegt — ich muß an einen Gang im winterlichen Wald denken. Mit einem Mal kam ich auf eine Halde, die lag voll frisch gefallenen Schnees, makellos gebreitet zwischen schwarzen Tannen. Da hab ich mich nicht getraut, mit meinen groben Schuhen hinüber zu laufen. Ganz ehrfürchtig bin ich herum gegangen... So liegt Linnen für das Heilige ausgebreitet.

Auf dem Altar, wo das göttliche Opfer dargebracht wird, muß es vor allem liegen. Wir haben vom Altar gesprochen, wie er herausgehoben steht, der heiligste Ort im Heiligtum. Haben bedacht, daß der äußere Altar Gleichnis ist des inneren in der Seele. Nein, mehr als Gleichnis: Der sichtbare Altar bedeutet nicht bloß den Herzensaltar der inne-



ren Opferbereitschaft, sondern jener und dieser gehören zusammen. In geheimnisvoller Weise sind sie eins. Der eigentliche Altar, der vollkommene, auf dem Christi Opfer dargebracht wird, ist die lebendige Einheit von beiden.

Darum spricht uns das Linnen so stark zu Herzen. Wir spüren, es muß ihm etwas in unserem Innern antworten. Wir fühlen es wie eine Forderung an uns, einen Vorwurf, eine Sehnsucht. Nur aus reinem Herzen kommt rechtes Opfer, das Linnen aber verkörpert die Reinheit, wie sie im Herzen sein muß, soll das Opfer Gott wohlgefällig werden.

Und es sagt uns manches über die Reinheit. Fein und edel ist rechtes Linnen. Grobes, gewalttätiges Wesen schafft noch keine Reinheit. Mit mürrischem Gebaren hat sie nichts zu tun. Ihre Kraft ist Kraft der Feinheit; ihre Zucht adelig. Aber Kraft lebt in ihr. Echtes Linnen ist fest. Kein luftiges Spinnwebzeug, das vor jedem Wind zerflattert. Wahre Reinheit ist kein kränkliches Ding. Sie flieht nicht vor dem Leben, wandelt nicht schwärmend in unechten Träumen und verstiegenen Idealen. Wahre Reinheit hat die roten Wangen der Lebensfreude und den festen Griff tapferen Kampfes. Und noch eins sagt das Linnen dem nachdenklichen Sinn:

Es war nicht gleich so fein und rein, wie es nun da liegt. Erst war's rauh, unscheinbar, mußte oft gewaschen und gebleicht werden, bis es eine duftende Frische gewann. Reinheit ist nicht von Anfang da. Gewiß ist sie Gnade; gewiß gibt es Menschen, die sie als Geschenk in ihrer Seele tragen, daß ihr ganzes Sein die kraftvolle Frische innerster Wesenskeuschheit hat. Aber das sind Ausnahmen. Was man wohl sonst Reinheit nennt, ist oft ein recht fragwürdiges Ding und bedeutet nur, daß noch kein Sturm an ihr gerüttelt hat. Wahre Reinheit steht nicht am Anfang, sondern am Ende. Erst in langer, tapferer Arbeit wird sie gewonnen.

Linnen liegt auf dem Altar, weiß, fein und fest. Ist Reinheit, Herzensadel und frische Kraft.

In der Geheimen Offenbarung des heiligen Johannes ist einmal die Rede von „der großen Schar, die niemand zu zählen vermöchte, aus allen Völkern, Stämmen, Geschlechtern und Sprachen. Sie stehen vor dem Thron, mit weißen Kleidern angetan“, und Einer fragt: „Die da mit weißen Kleidern angetan sind, wer sind sie und woher sind sie gekommen?“ Und die Antwort wird gegeben: „Das sind jene, die aus großer Drangsal kommen und

ihre Kleider rein gewaschen haben im Blute des Lammes. Darum stehen sie nun vor Gottes Thron und dienen ihm Tag und Nacht.“

„Kleide mich in weißes Gewand, Herr“, betet der Priester, wenn er die Albe anlegt zum heiligen Opfer...

## DER KELCH

Einmal, es sind nun schon lange Jahre her, bin ich dem Kelch begegnet. Gewiß, gesehen hatte ich ihrer ja schon viele, aber begegnet bin ich ihm damals in Beuron, als mir der freundliche Mönch, dem die heiligen Geräte anvertraut waren, die Schätze der Sakristei zeigte.

Er stand auf breitem Fuß, fest, sicher auf dem Grund. Herb stieg der Schaft auf, sehr schlank. Man fühlte die steigende, zusammengedrückte, tragende Kraft. Etwas über der Mitte scharf geformt der Knauf, und endlich, auf der Höhe des Schaftes, dort, wo ein schmaler Ring die edle Stärke noch in letzte Zucht sammelte, sproßte feines, strenges Blätterwerk und darin ruhte des Kelches Herzschale, die Cuppa.

Wie habe ich damals das heilige Geheimnis gespürt!

Als stiege aus sicherem, tiefen Grunde der tragende Schaft, im zuchtvoll gesammelter Stärke, und daraus blühe jene Gestalt, die nur eine ist: Aufnehmen, Hüten.

O rein, o heilig, du Geheimnis, du Gerät, im schimmerndem Grunde bergend die göttlichen Tropfen, das unaussprechliche Mysterium

des furchtbaren, süßen Blutes, das lauter Feuer,  
lauter Liebe ist!

Und der Gedanke ging weiter. Nein, es war kein Denken, es war ein Spüren, ein Schauen: Steht da nicht die Welt? Die Schöpfung, die zuletzt nur einen einzigen Sinn hat? Der Mensch, der Lebendige, Seele und Leib, sein schlagendes Herz... Hat nicht Augustinus das große Wort gesprochen: Darin liege meines Menschentums tiefstes Wesen, daß ich „fähig bin, Gott zu fassen?“

## DIE SCHALE

Es war Morgen. Ich war die Höhe hinangestiegen und wandte mich zurück. Tief drunten lag der See, und rings im frühen Licht standen die Berge, groß und still. Alles war so rein. Der Raum hochher, und die Bäume mit ihrem edel geformten Gezweig so frisch. Und in mir selbst all mein Wesen so voll klarer freudiger Kraft, daß mir war, als sprängen unsichtbare Quellen, lautlose, und alles steige ins Helle, Weite.

Das verstand ich, daß einem Menschen das Herz überschwellen mag, daß er steht, und das Antlitz hebt, und die Hände breitet, wie eine Schale breitet, hinauf zu dem unendlich Gütigen, dem Vater des Lichtes, dem Gott, der die Liebe ist, und bringt ihm alles dar, was ringsher und in der Welt drinnen in übervoller Stille schwellend und leuchtend steht. Ihm müßte sein, als stiege von der Schale seiner Hände klar und heilig alles empor.

Wie ist doch einst Christus gestanden auf Geisteshöhe, und hat seine Liebe, sein atmen-des Leben als ganz geopferetes Opfer dem Vater dargebracht. Auf jener Höhe, deren Vorstufe der Berg Moria war, darauf Abraham sein Opfer vollendete. Und davor wiederum

jener Ort, wo der königliche Priester seine Sühnung darbrachte. Und nochmals jener, wo in Urzeiten Abels Gabe in gerader Lauterkeit zum Himmel stieg.

Immer ragt diese Höhe, und immer ist ausgestreckt die göttliche Hand, und immer steigt die Gabe empor, wenn der Priester — nicht er; er, der Mensch ist ja nur ein nichtiges Werkzeug — am Altar steht und die Schale, die Patene, darauf das weiße Brot ruht, auf gebreiteten Händen hebt. „Nimm auf, heiliger Vater, allmächtiger, ewiger Gott, dieses unbefleckte Opfer, das ich, dein unwürdiger Diener, Dir darbringe, Dir, meinem lebendigen und wahren Gott, für alle meine unzählbar vielen Sünden und Beleidigungen, und für alle, die ringsher stehen, daß es mir und ihnen zum Heile werde ins ewige Leben.“

## DER SEGEN

Segnen kann nur, wer Gewalt hat. Segnen kann nur, wer schaffen kann. Segnen kann nur Gott.

Segnend schaut Gott sein Geschöpf an. Er ruft es beim Namen. Seine allmächtige Liebe richtet sich auf des Geschöpfes Herz und Wesenskern, und aus Gottes Hand strömt die Kraft, die fruchtbar macht; die wachsen macht; die heil und gut macht: „Anschauen will ich euch und wachsen machen.“

Nur Gott kann segnen. Denn Segnen ist eine Verfügung über das, was ist und wirkt. Segnen ist ein Machtwort des Herrn der Schöpfung; Zusage und Verheißung vom Herrn der Vorsehung. Segen ist gutes Schicksal.

Nietzsche hat ein Wort der Empörung gesprochen, als er sagte: „Aus Betenden sollen wir Segnende werden.“ Er wußte, was er damit meinte. Nur Gott kann segnen, denn er ist der Herr des Lebens. Wir aber sind wesentlich Bittende.

Des Segens Widerspruch ist der Fluch. Er bedeutet Urteil des Todes, Siegel des Unheils. Auch er gerichtet auf ein Antlitz, ein Herz. Er ist der Befehl des Herrn, der die Quelle des Lebens schließt.



An dieser Macht aber, zu segnen und zu fluchen, hat Gott allen jenen Anteil gegeben, die Leben zu schaffen berufen sind: Den Eltern — „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser“ — und dem Priester. Sie sollen Leben zeugen, der Natur und der Gnade. Dazu sind sie gesetzt durch ihr Wesen und ihr Amt.

Und es kann einer Macht erlangen zum Segnen, wenn er ganz lauter wird; wenn er sich selbst nicht mehr sucht, sondern ganz Diener des Lebendigen sein will.

Immer aber ist es Macht von Gott. Sie versiegt, wenn einer sie aus Eigenem zu haben beansprucht. Von Wesen sind wir Bittende. Segnende werden wir nur von Gottes Gnaden — ebenso wie wir nur von Gottes Gnaden Macht haben zu wirklichem Befehl.

Und wie die Macht des Segens, so auch die des Fluches: „Der Mutter Fluch reißt sie nieder“, die „Häuser“, das Leben, das Heil.

Was da in der Natur vorgebildet ist, findet seine Erfüllung in der Gnade. Denn was im Segen eigentlich wirkt, was eigentlich in ihm strömt, im wahren Segen, in wesenhaftem, wovon alles Natürliche nur ein Gleichnis bildet, das ist Gottes eigenes Leben. Gott segnet mit sich selbst. Sich selbst gibt er darin.

Göttlichen Lebens Zeugung ist sein Segen; zur „Teilnahme an der göttlichen Natur“. Das aber ist Gnade, reines Geschenk, uns gegeben in Christus.

So ist der Segen, in dem Gott sich uns schenkt, im Zeichen des Kreuzes.

Diese Kraft göttlichen Segens hat er denen verliehen, die an seiner Stelle stehen: Aus dem Geheimnis der christlichen Ehe hat sie der Vater, hat sie die Mutter. Aus dem Geheimnis der Weihe hat sie der Priester. Aus dem Geheimnis der Taufe und dem königlichen Priestertum der Firmung heraus wird sie dem gegeben, der „Gott liebt aus seinem ganzen Herzen, aus seinem ganzen Gemüte und aus allen seinen Kräften, und seinen Nächsten wie sich selbst“. Diesen allen hat Gott die Gewalt gegeben zum Segnen mit seinem eigenen Leben — jedem in verschiedener Weise, nach der Weise seiner Sendung.

Den Ausdruck findet der Segen durch die Hand; vollzogen durch ihre Gebärde. Sie legt sich auf das Haupt, bei der Firmung und bei der Priesterweihe, daß durch sie überströme, was von oben kommt, im Geiste Gottes entspringt. Sie formt das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn, oder über die Gestalt, daß sich darin Gottes Fülle ergieße. Denn die Hand

ist das Spendende; sie schafft, sie formt, sie schenkt.

Ein Letztes ist es aber, wenn der Segen getan wird mit dem Allerheiligsten selbst, mit Christi Leib im Sakrament des Altares. Aber in großer Ehrfurcht soll das geschehen und in der Zucht des Geheimnisses.

## HEILIGER RAUM

Der natürliche Raum hat Richtungen; die drei, die wir kennen. Sie bedeuten, daß geordneter Raum sei, kein Chaos. Ordnung des Nebeneinander, des Ueber- und Hintereinander. Sie macht, daß unser Leben sich sinnvoll aufbauen und bewegen kann; daß wir Werke aufrichten können, gestalten und wohnen.

Auch der übernatürliche Raum, der heilige, hat eine Ordnung. Sie ist vom Mysterium her begründet.

Die Kirche ist von Westen nach Osten gebaut, zum Aufgang der Sonne hin. Die Sehne des Sonnenbogens läuft durch sie. Sie soll die ersten Strahlen empfangen und die letzten. Christus ist die Sonne der heiligen Welt. Die Richtung seiner Bahn ist die Ordnung des heiligen Raumes, alles Bauens und aller Gestalt, die recht gestellt ist ins ewige Leben.

Wenn das Evangelium gelesen wird, dann wird das Meßbuch nach links gerückt, das ist nach Norden hin, denn der Altar steht ja ostwärts gewendet. Aus dem Süden kommt das heilige Wort und geht nach dem Norden. Das bedeutet nicht nur die geschichtliche Erinnerung, daß es einst vom Mittelmeer herauf-

kam. Süden ist Fülle des Lichtes, Gleichnis der übernatürlichen Klarheit. Norden Sinnbild der Kälte und des Dunkels. Aus dem Lichte kommt das Gotteswort; Er, der Licht der Welt ist, und in der Finsternis leuchtet, und in das Dunkel dringt, ob er wohl aufgenommen werde.

Eine dritte Richtung ist die von oben nach unten. Wenn der Priester das Opfer bereitet, dann hebt er Schale und Kelch hinauf. Denn Gott ist „droben“, „der Heilige in der Höhe“. Hinauf hebt der Bittende Blick und Hand, de profundis „zu den heiligen Höhen“. Und wenn der Bischof segnet, oder der Priester bei einer Weihung, dann senken sie die Hand auf das Haupt des Knieenden, auf die daliegenden Dinge. Denn alles Geschöpf ist „unten“, und der Segen kommt vom Allerhöchsten herab. Das ist die dritte Richtung des heiligen Raumes. Die Richtung der Seele: Der Sehnsucht, des Gebetes und des Opfers. Die Richtung Gottes: Der Gnade, der Erfüllung, des Sakramentes.

So gehen die drei Richtungen des heiligen Raumes:

Zum Angesicht der aufgehenden Sonne, und die ist Christus. Ihr entgegen geht der Blick des Glaubenden; von ihr her der Strahl

des Gotteslichtes in unser Herz. Die große Ostung der Seele und der Herabstieg Gottes.

Die Richtung des Nordens nach dem Süden, wo das Dunkel nach dem Lichte schaut, das im göttlichen Worte strahlt. Das kommt aus dem brennenden Herzen, zu leuchten und zu wärmen.

Und die von unten nach oben: Die Bewegung der Seele in Sehnsucht, Gebet und Opfer, aus der Tiefe zum Thron des allerhöchsten Gottes. Ihr antwortet die Erfüllung, herabkommend in der Gnade, in Segen und Sakrament.

## DIE GLOCKEN

Drinne der Raum der Kirche spricht von Gott. Er gehört dem Herrn, ist ganz erfüllt von der heiligen Gegenwart. Er ist ja Gottes Haus, ausgeschieden aus der Welt, beschlossen durch Wände und Wölbungen. Dieser Raum steht nach innen gewendet, ins Verborgene. Er spricht von Gottes Geheimnis.

Und der Raum draußen? Die große Weite über den Ebenen, die sich nach allen Seiten endlos dehnt? Die auf den Höhen, ins Unendliche hinaufgespannt? Die in den Tälern, tief ruhend, umfassen von den Bergen? Ist die dem Heiligtum nicht verbunden?

O gewiß, auch sie! Aus dem Hause Gottes wächst der Turm in die freie Luft und nimmt sie gleichsam für Gott in Besitz. Im Turm, im Gestühl, hängen die Glocken, schwer von Erz. Sie schwingen um die Welle, und ihr ganzer, klar geformter Körper schwingt, und sendet Klang auf Klang hinaus in die Weite. Wogen des Wohllauts; helle rasche, oder schwere volle, oder tiefe langsam dröhnende. Sie strömen hinaus, durchfluten die Weite und füllen sie mit der Botschaft des Heiligtums.

Die Botschaft der Weite; die Botschaft vom Gott ohne Grenzen und Enden; die Botschaft

der Sehnsucht und der unendlichen Erfüllung.

Den „Menschen der Sehnsucht“ rufen sie, dessen Herz der großen Weite offen steht.

Ja, wenn wir die Glocken hören, dann fühlen wir die Weite! Wenn sie vom Turm in die Ebene schwingen, nach allen Seiten ins Endlose hinaus, dann zieht die Sehnsucht mit in die Ferne, bis sie einmal inne wird, daß die Erfüllung nicht am blau verschwimmenden Rande der Ebenen liegt, sondern drinnen.

Wenn von der Kirche auf dem Berge die Glockenklänge ins Tal hinabfluten, oder hinaufsteigen in die blaue Höhe, dann dehnt sich die Brust, und fühlt, daß sie viel weiter ist, als sie sonst wußte.

Oder die Glockentöne kommen im Walde fernher durch die dämmernde, grüne Stille, weiß nicht woher, fern, fern — o, was wird da alles wach! Lang Vergessenes steigt auf, daß man steht und horcht, und besinnt sich: „Was ist das nur? ... Was?“

Da spürt man die Weite. Wie ein Ausbreiten der Seele ist's, ein Hinüberspannen, ein Antworten auf den fernen Ruf der Unendlichkeit.

„So weit die Welt“ — sprechen die Glocken. „So voll der Sehnsucht... Gott ruft... In ihm allein der Friede...“



O Herr, weiter als die Welt ist meine Seele.  
Tiefer als alle Täler ihr Verlangen. Und ihre  
Sehnsucht schmerzlicher, als fern verlorener  
Glockenklang.

Du, Herr, allein kannst sie erfüllen, du  
allein ...

## GEHEILIGTE ZEIT

Jede Stunde des Tages hat ihren eigenen Ton. Aber drei sind, die sehen uns mit besonders klarem Antlitz an: Der Morgen, der Abend und zwischen beiden die Mittagsstunde. Und sie alle sind geweiht.

## Der Morgen

Das Angesicht des Morgens leuchtet vor allen Stunden stark und hell. Er ist ein Anfang. Das Geheimnis der Geburt erneuert sich an jedem Morgen. Wir kommen aus dem Schlaf, darin unser Leben sich verjüngte, und spüren klar und stark: „Ich lebe! Ich bin!“ Und dies durchlebte Sein wird Gebet. Es wendet sich zu ihm, von dem es kommt: „Gott, Du hast mich erschaffen; ich danke Dir, daß ich lebe. Ich danke Dir für alles, was ich habe und bin.“ Und das neue Leben spürt seine Kraft und drängt zur Tat. So kehrt es sich zum kommenden Tage und seinen Aufgaben. Zu Gebet wird auch dies: „Herr, in Deinem Namen und in Deiner Kraft beginne ich den Tag. Er soll ein Werk sein für Dich!“

Das ist die heilige Stunde des Morgens.

Das Leben erwacht. Tief seines Daseins inne, bringt es Gott den reinen Dank des Geschöpfes dar. Es erhebt sich zu neuem Schaffen und wendet sich dem Tagewerk zu, von Gott kommend und in Gottes Kraft.

Siehst du, wie viel von der ersten Stunde des Tages abhängt? Sie ist sein Anfang. Man kann ihn auch ohne Anfang beginnen, gedankenlos, willenlos in ihn hineingleiten. Da ist dann überhaupt kein „Tag“, sondern ein Fetzen Zeit, ohne Sinn noch Angesicht. Ein Tag ist aber ein Weg; er will Richtung. Ein Tag ist ein Werk; das fordert klaren Willen. Ein Tag ist dein ganzes Leben. Dein Leben ist wie dein Tag. Das will aber ein Antlitz.

Wille und Richtung und klares, zu Gott schauendes Antlitz, das alles schafft der Morgen.

### Der Abend

Auch er hat sein Geheimnis: Das des Todes. Der Tag geht zu Ende; der Mensch rüstet sich, in das Schweigen des Schlafes einzugehen. Der Morgen war vom Kraftgefühl des erneuerten Lebens erfüllt; am Abend ist das Leben müde und sucht Ruhe. Und hin-

durch klingt das Geheimnis des Todes. Oft vernehmen wir es nicht; da ist unser Inneres noch von den Bildern des gegenwärtigen Lebens erfüllt, gespannt von Wünschen und Plänen für den kommenden Tag. Manchmal klingt es leise herein wie fernes Ahnen. Aber es kommen auch Abende, an denen wir fühlen, wie das Leben sich neigt, dem großen Dunkel zu, „da niemand mehr wirken kann“.

Und alles hängt davon ab, ob wir das Geheimnis des Todes verstehen. Sterben heißt nicht nur, daß ein Leben zu Ende geht. Sterben ist das letzte Aufgebot dieses Lebens; seine äußerste, alles entscheidende Tat. Was im Leben geschieht, des Einzelnen oder eines Volkes, ist nie fertig oder erledigt. Immer kommt es noch darauf an, was Mensch und Volk daraus machen. Danach, wie sie sich dazu stellen, schaffen sie etwas Neues aus dem bereits Geschehenen, zum Guten oder zum Schlimmen. Denke, ein großes Leid wäre über ein Volk hereingebrochen. Wohl ist's geschehen, aber noch nicht abgeschlossen. Das Volk kann verzweifeln, es kann aber auch umdenken und neu beginnen. Dann erst vollendet sich, was doch lang geschehen war. So bedeutet der Tod im Tiefsten dieses: Er ist das letzte Wort, das ein Mensch zu seinem

vergangenen Leben spricht; das end-gültige Antlitz, das er ihm gibt. Da geht es um die große Entscheidung, ob der Mensch sein ganzes Leben noch einmal in die Hand nimmt: Die Reue erfaßt, was verfehlt war und glüht es um; für das Gute, das geschehen, geben Dank und Demut dem Herrn die Ehre, und alles wird hineingeworfen in die rückhaltlose Hingabe an Gott — oder aber der Mensch verzagt und läßt das Leben entgleiten in ein Ende ohne Würde und Kraft. Dann hat's überhaupt kein Ende; es hört bloß auf. Es hat keine Gestalt und kein Antlitz.

Das ist die hohe „Kunst des Sterbens“: Die Kunst, das vergangene Leben zu einem einzigen Ja für Gott zu machen.

Nun sieh; jeder Abend soll eine Uebung sein in dieser hohen Kunst, dem Leben einen wirklichen Beschluß zu geben, der allem Vergangenen erst end-gültigen Wert und ewiges Antlitz schafft.

Abendstunde ist die Stunde des Vollendens. Wir stehen vor Gott, ahnend, daß wir einst von Angesicht zu Angesicht, zur letzten Verantwortung, vor ihm stehen werden. Wir fühlen, was in dem Worte liegt: „Es ist geschehen.“ Das Gute; das Böse; Verlieren und Vergeuden. Wir stellen uns zu Gott, zu Ihm,

„dem alles lebt“, Vergangenes wie Zukünftiges, und der selbst Verlorenes dem Reuigen wiederschenken kann. Und vor ihm geben wir dem vergangenen Tage sein endgültiges Antlitz. Was darin nicht recht war, erfaßt die Reue und „denkt es um“; was gut gewesen, davon tut demütig aufrichtiger Dank alle Eitelkeit ab. Und alles Ungewisse, alles Unzulängliche, Arme und Trübe taucht rückhaltloses Vertrauen in Gottes allmächtige Liebe.

### Die Mittagsstunde

Am Morgen hebt das Leben an. Es steigt; erst rasch und freudig; dann ballen sich die Widerstände, der Aufstieg wird langsamer. Endlich erreicht es die Mittagshöhe und ruht kurze Zeit. Und bald beginnt es abzusinken. Immer müder fällt es, bis es, nach kurzem, neuem Aufschwung, in das Schweigen der Nacht eingeht.

Zwischen Anheben aber und Untergang, auf der Scheitelhöhe des Tages, atmet ein kurzer, wundersamer Augenblick: Die Tagesmitte. Da schaut das Leben nicht in die Zukunft, denn es drängt nicht voran. Das Absinken hat noch nicht begonnen, so sieht es

noch nicht ins Vergangene zurück. Es steht, aber nicht müde; noch aller Kraft des Laufens voll ist dieses Stehen. Es steht in reiner Gegenwart. Und sein Blick geht ins Weite — nein, er geht überhaupt nicht in Raum noch Zeit: Er geht in die Ewigkeit.

Wie ist der Augenblick des Mittags so tief! In der Stadt spürst du ihn nicht, wo alles lärmt, wo kein Schweigen ist und kein Innehalten. Aber geh' hinaus, durch die Kornfelder, oder auf die stille Heide im Sommer, wenn die Sonne im Scheitel steht, und die Weite glüht — wie wird dir dann alles so tief! Du stehst, und alle Zeit versinkt. Die Ewigkeit schaut dich an. In alle Stunden spricht die Ewigkeit, aber dem Mittag ist sie Nachbar. Da wartet die Zeit und tut sich auf. Der Mittag ist reine Gegenwart, die Fülle des Tages.

Fülle des Tages... Nähe der Ewigkeit...  
Warten und offen sein... Fern her tönt die Glocke zum Engel des Herrn... Sie spricht in den schweigenden Mittag das lösende Wort:  
„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort...“

„Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft

Und sie empfing vom Heiligen Geist —

Maria sprach: Siehe, ich bin eine Magd des  
Herrn

Mir geschehe nach Deinem Wort —

Und das Wort ist Fleisch geworden  
Und hat unter uns gewohnt.“

Einmal kam die Mittagsstunde des Menschheitstages, die „Fülle der Zeit“. Und ein Mensch war, in dem stand diese Fülle, und wartete: Maria. Sie eilte nicht; sie schaute nicht voraus noch zurück. Die Fülle der Zeit stand in ihr, lautere Gegenwart, offen der Ewigkeit, und wartete. Und die Ewigkeit neigte sich, die Botschaft kam, und das ewige Wort ward Fleisch in ihrem reinen Schoß.

Die Glocke spricht dies Geheimnis in unseren Tag. Immer wieder lebt in der Mittagsstunde des christlichen Tages das Geheimnis des Menschheitsmittags auf. Durch alle Zeiten klingt die Fülle der Zeit.

Unser ganzes Leben sollte der Ewigkeit Nachbar sein. Immer sollte in uns die Stille sein, die nach der Ewigkeit hin offen steht und horcht. Aber das Leben ist laut und überschreit sie. So sollen wir wenigstens in der geweihten Mittagsstunde, im „Engel des Herrn“ innehalten, wegschieben, was sich herandrängt, stille stehen und auf das Geheimnis horchen, darin „das ewige Wort, als alles in tiefem



Schweigen lag, vom königlichen Stuhle herabstieg“; einmal in äußerem geschichtlichem Geschehen, aber immer aufs neue in jeder Seele.

Und wie kann man sich in diesem Augenblick der Stille so tief eins wissen mit den Anderen draußen, die in der gleichen Stille stehen! Wie kann man so tiefe Gemeinschaft haben, hinausgrüßen, hinaussegnen...

## VOM NAMEN GOTTES

Wir Menschen sind grob geworden. Von vielen tiefen und zarten Dingen wissen wir nichts mehr. Das Wort ist eines davon. Wir meinen, es sei etwas Aeüßerliches, weil wir sein Inneres nicht mehr spüren. Wir meinen, es sei etwas Flüchtiges, weil wir seine Kraft nicht mehr empfinden. Es stößt nicht, es schlägt nicht, ist nur ein zart Gebilde von Schall und Klang. Aber ein feiner Leib für etwas Geistiges. Das Wesen eines Dinges, und etwas aus unserer eigenen Seele, das vor jenem Ding erwacht, begegnen sich und gewinnen Ausdruck im Wort.

Das heißt, so sollte es sein. Und war gewiß beim ersten Menschen so.

Auf den ersten Seiten der Heiligen Schrift heißt es, Gott habe dem Menschen „die Tiere vorgeführt“, damit er sie benenne. Mit offenen Sinnen und sehkräftiger Seele schaute der Mensch durch die Gestalt in das Wesen und sprach das im Namen aus. Und seine Seele antwortete dem Geschöpf. Es rührte sich etwas in ihr, das zum Wesen jenes Geschöpfes in besonderer Beziehung stand, ist doch der Mensch Inbegriff und Einheit der ganzen Schöpfung. Und dies Zweifache, das Wesen

des Dinges draußen und die Antwort darauf im Menschen drinnen, beides lebendig geeint, sprach er im Namen aus.

Ein Stück Welt also und ein Stück Menschen-Inneres schloß sich im Namen zusammen. Und wenn der Mensch den Namen aussprach, erwachte das Wesensbild des Dinges in seinem Geist, und es klang herauf, was dem aus seinem eigenen Innern geantwortet hatte. So war der Name ein geheimnisvolles Zeichen, darin er der Welt und seiner selbst inne wurde.

Worte sind Namen. Und Sprechen die hohe Kunst, mit dem Namen der Dinge umzugehen; mit dem Wesen der Dinge und dem Wesen der eigenen Seele in ihrem gottgewollten Einklang.

Dies innige Verhältnis aber zur Schöpfung und zum eigenen Selbst blieb nicht. Der Mensch sündigte, das Band zerriß. Die Dinge wurden ihm fremd, ja feind. Er schaute nicht mehr mit reinem Auge in sie hinein, sondern gierig, herrschsüchtig und zugleich mit dem unsicheren Blick des Schuldigen. Sie aber verschlossen ihm ihr Wesen. Und auch sein eigenes Wesen entglitt ihm, weil er sich selbstsüchtig hatte durchsetzen wollen. Er besaß sich nicht mehr wie früher. Er lebte

nicht mehr kindlich schauend in der eigenen Seele. Sie entsank ihm, und er wurde sein selbst unwissend und unmächtig.

Der Wort-Name umschließt ihm nun nicht mehr in lebendiger Einheit Ding- und Menschen-Wesen. Nun strahlt ihm daraus nicht mehr der Gottesgedanke der im Frieden verbundenen Schöpfung entgegen. Nur ein zerrissenes Bild sieht er darin. Ein verstörter Wesenston voll dunkler Ahnung und Sehnsucht kommt ihm daraus entgegen. Und wenn er einmal das Wort richtig hört, dann steht er, und horcht, und besinnt sich, und findet den Sinn nicht mehr. Es bleibt verworren, rätselhaft, und er fühlt schmerzlich, daß das Paradies verloren ist.

Aber selbst dies ist nicht mehr. Wir Menschen sind so oberflächlich geworden, daß wir nicht einmal mehr den Schmerz der zerstörten Worte bewahrt haben. Wir haben die Namen immer rascher gesprochen, immer oberflächlicher, äußerlicher, und immer weniger an das Wesen darin gedacht. Haben sie weiter gegeben, wie man ein Geldstück weitergibt von Hand zu Hand: Man weiß nicht, wie es aussieht, und was darauf steht, weiß nur, daß man soviel dafür bekommt. So sind die Worte eilig von Mund zu Mund gelaufen.

Ihr Inneres hat nicht mehr gesprochen; das Wesen des Dinges nicht mehr hervorgeklungen; die Seele hat in ihnen nicht mehr sich selbst bekannt. Wortmünzen waren es nur noch. Sie meinten das Ding, offenbarten es aber nicht. Waren nur noch Zeichen, damit die Anderen wüßten, was man wollte.

So ist die Sprache mit ihren Namen kein ahnungsvoller Verkehr mit dem Wesen der Dinge mehr, keine Begegnung von Ding und Seele. Ist nicht einmal mehr die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, sondern ein eilfertiges Klappern der Wortmünzen, wie die Zählmaschine mit den Geldstücken wirtschaftet und weiß nichts von ihnen.

Nur manchmal schrecken wir auf. Da ruft es auf einmal aus solch einem Wort zu uns her, wie aus Urgründen herauf. Das Wesen ruft uns an. Oder auf dem Papier steht das Wort, und aus dem schwarzen Zeichen leuchtet es auf. Der „Name“ tritt hervor, das Wesen, die Antwort der Seele. Da fühlen wir wieder das Urerlebnis, daraus das Wort entsprungen ist, in welchem die Seele dem Wesen des Dinges begegnete. Wir fühlen das staunende Schauen, den geistigen Griff, mit dem der Mensch das Wesen des Neuen da vor ihm packte, und es aus dem eigenen Innern her-

ausprägte im Gebild des Namens. Wir schreiten in eine Weite, wir sinken in eine Tiefe, und das Wort ist wieder jenes erste Werk, zu dem Gott den Menschegeist rief. Aber bald versinkt wieder alles, und die Zählmaschine klappert von neuem...

Vielleicht, daß dir der Name „Gott“ einmal so entgentritt.

Wenn wir das alles bedenken, so verstehen wir, daß die Gläubigen des Alten Bundes den Gottesnamen überhaupt nicht aussprachen. Sie setzten dafür den Namen „Herr“. Denn das machte die besondere Auserwählung des jüdischen Volkes aus: Es hat unmittelbarer als andere Völker Gottes Wirklichkeit, Gottes Nähe gefühlt. Seine Größe, seine Erhabenheit und Furchtbarkeit hat es stärker empfunden als andere. Ihnen hatte Gott durch Moses seinen Namen offenbart: „Der da ist, das ist mein Name.“ „Der Seiende“, der keines anderen bedarf, der ganz in sich selbst steht, alles Seins und aller Kraft Inbegriff.

Der Name Gottes war ihnen Bild seines Wesens. Gottes Wesen sahen sie aus seinem Namen herausleuchten. Er war ihnen wie Gott selbst, und sie fürchteten seinen Namen, wie sie einst auf Sinai den Herrn selbst gefürchtet hatten. Spricht doch Gott von seinem Namen

als wie von sich: „Mein Name soll dort sein“, sagt er vom Tempel. Und in der Geheimen Offenbarung verheißt er dem Treubewährten, daß er „ihn machen will zur Säule im Tempel Gottes“, und seinen „Namen auf ihn schreiben“: Er will ihn weihen und sich selbst ihm schenken.

So verstehen wir das Gebot: „Du sollst den Namen Gottes, deines Herrn, nicht freventlich führen“. Wir verstehen, daß der Heiland uns beten lehrt: „Geheiligt werde Dein Name“. Und daß wir „in Gottes Namen“ beginnen sollen, was immer wir tun.

Geheimnisvoll ist Gottes Name. Das Wesen des Unendlichen leuchtet aus ihm hervor; das Wesen dessen, „Der da ist“, in unermesslicher Fülle des Seins und unendlicher Hoheit.

Und in diesem Worte lebt auch das Tiefste unserer eigenen Seele. Unser innerstes Wesen antwortet auf Gott, denn es gehört unentrinnbar zu ihm. Von ihm geschaffen und zu ihm, hat es keine Ruhe, bis es mit ihm vereinigt ist. Keinen anderen Sinn hat ja unser Ich, als daß es in der Gemeinschaft der Liebe mit Gott vereinigt werde. Dies alles, unser ganzer Adel, die Seele unserer Seele liegt in dem Wort „Gott“, und „Mein Gott“. Mein Ursprung und mein Ziel, meines Seins Anfang

und Ende, Anbetung und Sehnsucht und Reue, alles.

Der Name Gottes ist eigentlich alles. So wollen wir ihn bitten, daß er uns lehre, „seinen Namen nie freventlich zu führen“, sondern zu „heiligen“. Wir wollen ihn bitten, daß sein Name uns aufleuchte in Herrlichkeit. Er soll uns nie zur Münze werden, die tot von Hand zu Hand rollt. Unendlich kostbar soll er uns bleiben, dreimal heilig.

Wir wollen den Namen Gottes ehren, als wie ihn selbst. Und in ihm ehren wir auch das Heiligtum unserer eigenen Seele.









